

# DISKUS

## FRANKFURTER STUDENTENZEITUNG

NACHRICHTENBLATT DER  
VEREINIGUNG VON  
FREUNDEN U. FÖRDERERN  
DER JOHANN WOLFGANG  
GOETHE - UNIVERSITÄT  
FRANKFURT AM MAIN E. V.

4. Jahrgang — Heft 7 Preis 10 Pfg.

Juli 1954

Verlagsort Frankfurt a. M.

### Armeekritik

Im Juni veröffentlichte der DISKUS das Ergebnis eines Interviews mit verschiedenen Bundestagsabgeordneten, die für die Fragen einer künftigen Armee zuständig sind. Es war nicht der Weisheit letzter Schluß — militärisch ausgedrückt: ein Marschbefehl — was wir erfuhren, sondern Überlegungen, aber vor allem Überlegungen, die nach Feststellungen über scheinbar Unabänderliches klangen. Aber noch ist nichts beschlossen und nur wenig Gesetz, das zudem von Ratifizierungen ausländischer Parlamente abhängt, bevor es wirksam werden kann. Also ist noch Zeit, einiges vorzubringen, und darunter manches, das wir den Abgeordneten und der Dienststelle Blank zur Information und zu nochmaliger Überlegung hier übermitteln möchten: Zuschriften von Frankfurter und Marburger Kommilitonen.

Wir hoffen, im Wintersemester Neues zur Sache in Form

#### Preisaufrage

des Rektors der Johann Wolfgang Goethe-Universität

Halten Sie die Gestaltung unserer Immatrikulationsfeiern für zweckmäßig?

Wenn ja, was bedeuten Ihnen solche Feiern? Was hat Ihnen dabei besonderen Eindruck gemacht? Erinnern Sie sich an bestimmte Gedanken aus den Reden? Haben Sie dazu eine eigene Stellung und welche?

Wenn nein, welche Einwände haben Sie? Welche Vorschläge hätten Sie, solche Feiern anders zu gestalten?

Termin: 1. Oktober 1954.

Die Behandlung der Fragen ist nicht an die im Preisanschreiben gebrachte Reihenfolge gebunden; erwartet wird eine zusammenhängende Darstellung, nicht länger als drei zwei-zeilig beschriebene Schreibmaschinenseiten. Die prämierten Arbeiten erscheinen im DISKUS.

- 1. Preis = 200,— DM
- 2. Preis = 100,— DM
- 3. Preis = 50,— DM
- zwei 3. Preise zu je 25,— DM

Das Ergebnis des Preisanschreibens wird bei der nächsten Universitätsfeier bekanntgegeben.

Preisrichter-Kollegium:

- Der Rektor, Prof. Oscar Gans
- Prof. Josef Kunz
- der 1. Vorsitzende des Asta, cand. phil. K. Reiningger
- cand. iur. U. Kollatz, Redakteur des DISKUS.

Das Preisrichter-Kollegium urteilt in freier Entscheidung.

Einsendungen sind zu richten an das Rektorat der Johann Wolfgang Goethe-Universität.

weiterer Interviews mit Sachbearbeitern im Amt Blank mitteilen zu können.

#### Geist in Uniform

Auffallend bei der Stellungnahme der Bundestagsabgeordneten zur Wehrdienstfrage („Studenten in Uniform“, DISKUS 5/54) ist, daß auf der einen Seite eifriges Bemühen an den Tag gelegt zu werden scheint, ja keinen dem künftigen Militär entgegen zu lassen, daß aber auf der anderen Seite der körperlichen Eignung vor der charakterlichen und moralischen offenbar der Vorzug gegeben wird. Das sind Zeichen, die nicht gerade darauf hindeuten, daß man dem künftigen deutschen Soldaten großes Vertrauen entgegenbringt. Wenn schon die Befürchtung gehegt wird, daß sich, besonders unter Studenten, welche (oder sogar viele) finden werden, die sich dem Wehrdienst, vielleicht mit ebenso berechtigtem Mißtrauen gegen die Führung eines solchen Militärpotentials, entziehen wollen, so ist es keineswegs ein sehr vertrauens-erweckendes Gegenmittel, wenn der militärische Drill am grünen Holze vollzogen werden soll. Es mag eine ganze Reihe von Gründen dafür sprechen, die militärische Ausbildung so früh wie möglich zu legen. Die seelischen und charakterlichen Deformationen aber, die gerade diejenigen davongetragen haben, die im letzten Krieg direkt von der Schulbank zum Kommiß eingerückt sind, sollten für die Zukunft eine Lehre sein. Sicher läßt sich ein

19jähriger bequemer „schleifen“, als ein 25jähriger. Aber man wird zugeben müssen, daß die Voraussetzungen für Verantwortung und Selbstdisziplin, die man einem 25jährigen zumuten kann, bei 19jährigen nicht gegeben sind. Oder erhofft man sich von dem dreisten Draufgänger-tum der 19jährigen, das diese jetzt schon durch ihre tollkühne Motorradakrobatik auf allen Straßen zeigen, den besonderen Kampfgeist der Truppe? Das Vertrauen auf militärische Führung allein ist seit dem totalen Krieg nicht mehr möglich. Deshalb sollte man gerade beim gemeinen Soldaten alle Voraussetzungen schaffen, daß er jederzeit imstande ist, die volle Verantwortung für seine Handlungen zu tragen, und nicht Halbwüchsige ausheben, die sich auf Befehl für jeden Handstreich fanatisieren lassen.

Walter Seeler

#### Welche Reife, bitte?

„Die leitenden Gesichtspunkte (für die Einberufung der 19jährigen zum Wehrdienst) sind: Ein 19jähriger ist schon körperlich viel besser zum Militärdienst geeignet, als ein 25jähriger. Es dürfte auch vorteilhaft sein, wenn die Rekruten einer Einheit alle gleichaltrig sind...“ heißt es in dem Artikel „Studenten in Uniform“. Ist es tatsächlich das Moment der besseren körperlichen Eignung, das bewirkt, daß die 19jährigen als erste „dran“ sind? Kein Mediziner wird bestreiten können, daß die jungen Männer im Alter von 19 Jahren — besonders, wenn sie bis dahin nur die Schulbank gedrückt haben, also körperliche Arbeit nicht gewohnt sind — körperlich oft nicht ganz ausgewachsen sind, wenigstens nicht so wie zum Beispiel ein Maurergeselle. Sicher, das Militär sorgt für breite Schultern, das ist von früher her bekannt. Aber sind deswegen die 19jährigen besser geeignet, als ein — wie in dem Artikel heißt — gereifter Mensch von 25 Jahren? Nein, das Problem liegt offenbar ganz woanders.

Es wird — ob gewollt oder ungewollt — zugegeben, daß künftig ebenso die wissenschaftliche Ausbildung zugunsten der soldatischen hintangestellt wird, wie beim früheren preußischen Kommiß. Das scheint der eigentliche Grund zu sein, warum man Abiturienten den 25jährigen Akademikern, die womöglich schon das Staatsexamen gemacht haben, vorzieht. Man argumentiert dabei wohl so, daß ein Abiturient nur sein Elternhaus und die Schule kennt — die Schule, die ihm Allgemeinwissen auf breiter Grundlage vermittelt, die aber keine tiefgreifenden Studien erfordert. Wenn nun aber gesagt wird, daß man in 18 Monaten alle Kenntnisse vergessen kann, dann ist das so leicht nicht wieder aufzuholen. Entweder entsteht ein Bruch zwischen der Vorbildung des akademischen Nachwuchses und dem Niveau der Universität, oder das letztere erleidet beträchtlichen Schaden. Was soll aber aus den Universitäten werden, was sollen die Professoren mit den Studenten anfangen, die in 1 1/2 Jahren alle nötigen Kenntnisse zur weiteren wissenschaftlichen Ausbildung vergessen haben?

Nicht anders ist es bei dem ausgebildeten Akademiker, dessen Kenntnisse und Erkenntnisse auf seinem Fachgebiet verlorengehen, was ihm in der Praxis zum Nachteil gereicht, und der mit der laufenden Forschung auf seinem Gebiet den Kontakt verliert. Offenbar sieht man nicht, daß man die alte Behauptung vom verdummenden Militär für einen unabänderlichen Zwang hält und es ebenso verdummend wieder einführen will. Noch deutlicher wird das durch die von Bundestagsabgeordneten Dr. Menzel geäußerte Meinung, daß eventuell die Studienzeit für Soldaten gekürzt werden könnte, weil die Dienstzeit für alle Staatsbürger gleich lang sein müsse. Wenn hier von dem Gleichheitsprinzip in der sozialen Demokratie die Rede ist, dann heißt das, daß auch die Ausbildung von Fachkräften, zum Beispiel in der Industrie und auf vielen anderen nichtakademischen Gebieten, verkürzt werden muß. Welche katastrophalen Folgen das für die Industrie hätte, ist wohl klar.

G. Textor

#### Geht es nicht ohne Neurosen?

Man stößt hier auf die Ansicht — von Bundestagsabgeordneten —, die Wehrdienstzeit sei zwischen Abitur und Studium und nicht zwischen Examen und Beruf zu legen, damit das im Studium erworbene Wissen nicht wieder vergessen werde. Diese Meinung erweckt den Eindruck, daß der Kommiß unabdingbar

(Fortsetzung auf der 2. Seite)



Fallschirmspringerjugend marschiert durch Ost-Berlin.

### Und dennoch ein Hemd

In der Feier des Festes öffnet sich eine neue Welt und das Unwahrscheinlichste schöpft sich Realität aus der Wirklichkeit des Festes. Immer ist das Fest Arrangement. Darin liegt seine Gefahr. Aber wie sehr auch Anlaß und Durchführung ideologisch bestimmt sind, für junge Menschen bleibt einzig entscheidend das Erlebnis des Zusammenseins und der überwältigende Eindruck der Festlichkeit. Sie vermögen die Frage nach Wahrheit und Unwahrheit noch nicht zu beantworten und ihre Sympathien werden denen gelten, die ihnen diese Erlebnisse ermöglichen.

Das Pfingsttreffen in Ost-Berlin muß auf dem Hintergrund dieser wohlgenutzten Festesfreudigkeit der Jugend gesehen werden, und wir haben keinen Grund, es fünf Wochen später schon wieder zu vergessen. Es war nur das eindrucksvollste und nachhaltigste Ereignis des Jahres in einer ununterbrochenen Reihe ähnlicher Veranstaltungen. Wir würden seine Wirkung unterschätzen oder nicht verstehen, wollten wir es nicht in diesem Rahmen sehen. „Kostüm- und Kinderfeste und Feiern“ jeglicher Art wurden sogar noch für die Ferien in der letzten ostzonalen Schulverordnung vom März 1954 anbefohlen.

Mancher wird den eigentümlichen Charakter ostzonaler Jugendtreffen aus der Berichterstattung nicht begriffen haben. Er las die üblichen Schmäreden der regierenden Häupter, nahm die neunstündige Demonstration auf dem Marx-Engels-Platz als das eigentliche Ereignis und den Kampfruf „EVG? — Nee!“ als eine Parole, die aus ostzonalem Munde doch recht überflüssig klang. Aber für die Gemüter der Jungen und Mädchen war all das nur sekundär. Nicht das demonstrative Politikum, soviel Jugendliche auf die Beine zu bekommen und um die Regierung zu scharen, war den Teilnehmern gegenwärtig, sondern berauschend wirkten die Atmosphäre der Großstadt, die wogenden Massen der Hunderttausenden, das bunte Gewimmel dieser Kleinen und Großen in blauen Hemden und weißen Blusen, in Volkstrachten und knallig roten Trainingsanzügen der Sportler und in der eleganten grauen Kleidung der Bergstudenten. Dahinter eine kräftige Geräuschkulisse aus unzähligen Lautsprechern und 25 Tanzorchestern, an Ecken und auf Plätzen Volkskunstensembles, Chöre und Laienspielscharen der Betriebe. Gäste aus der Sowjetunion wur-

(Fortsetzung auf Seite 4)

# Studenten und Wahlkampf

## Bezahlen wir wieder?

Während Asta und Parlament mit dem Sommerfest, dem Farbentragen und anderen Kleinigkeiten alle Hände voll zu tun haben, rückt ein Termin näher, der für alle hessischen Studenten entscheidende Bedeutung besitzt: das ist die hessische Landtagswahl im Herbst. Es handelt sich darum, ob wir nächstes Jahr unser Studium wieder bezahlen müssen oder ob die Schulgeldfreiheit erhalten bleibt. Ich denke, 400 DM im Jahr sind eine Minute Nachdenkens wert.

Prognosen zu stellen ist sehr riskant. Untersuchen wir also der Reihe nach alle Möglichkeiten des Wahlausgangs, die leichter denkbar sind.

Am einfachsten ist es, wenn die SPD am Ruder bleibt. Sie würde nach einem ihr so kostbaren, ja notwendigen Sieg nicht ihr eignes Werk zerstören. Die Schulgeldfreiheit scheint dann gesichert. Man muß also gerade heraus sagen, daß die hessischen Studenten ein elementares Interesse am Fortbestand der jetzigen Regierung haben. Die SPD bezahlt mir diesen Satz nicht: er ist einfach wahr. Und er besagt nichts darüber, ob nicht andere, vielleicht wesentlichere Interessen einen Studenten bewegen können, sie nicht zu wählen.

Die soziale Struktur und die Ideologie der FDP lassen eine negative Antwort als sicher erscheinen. Bleibt also die CDU. Die Breite — und damit Breiigkeit — dieser Partei lassen keine eindeutige Antwort erwarten. Mit ihr wäre also zu verhandeln. Dabei ist den studentischen Vertretern eine sorgfältige Argumentation mit den Prinzipien der christlichen Staatslehre ebenso zu empfehlen wie der energische

rd. 340 000,— DM	für Ausbildungsbeihilfen nach dem Lastenausgleichsgesetz
rd. 44 000,— DM	für Ausbildungsbeihilfen nach dem Heimkehrergesetz
rd. 22 000,— DM	für Ausbildungsbeihilfen nach dem Bundesversorgungsgesetz
rd. 10 000,— DM	für Studierende aus der sowjetischen Besatzungszone
dagegen nur	
rd. 36 000,— DM	für Stipendien, Freitische und Verbilligungsscheine des Studentenwerks, die von diesem unter Mitwirkung der Universitätsorgane (Gebührenerlaß-Ausschuß, Sozialreferat des Asta u. a.) vergeben werden können.

Die Zahlen beweisen, daß die Förderung nicht mehr ein elastisches Instrument in den Händen der Universität und des Studentenwerkes ist, um persönliche Not und Bedürftigkeit in möglichst wirkungsvoller Weise zu lindern, sondern daß über 90% der Gesamtsumme nach starren gesetzlichen Vorschriften an Heimatvertriebene, Heimkehrer, politische Flüchtlinge und andere Kategorien vergeben werden.

Nun wird niemand bestreiten, daß die genannten Personengruppen einer Unterstützung bedürfen, ebenso falsch ist es aber, die vielen bedürftigen Studenten zu übersehen, die — ohne einer der genannten Gruppen anzugehören — an der Grenze des Existenzminimums ihr Studium durchführen. Diese Studenten, die keinen Vater mehr haben oder deren Vater nur eine kleine Rente bezieht, die vielleicht aus kinderreichen Familien stammen oder bei denen aus anderen Gründen die finanziellen Verhältnisse nicht günstig sind, sind zahlenmäßig den gesetzlichen Unterstützungsempfängern wenigstens gleich; von der Gesamtsumme der Förderungsmittel bleibt ihnen aber nur ein Anteil von 9%.

Wenn man diese Förderungspraxis eingehender betrachtet, wird das Gesagte noch deutlicher. Die Ausbildungsbeihilfen nach dem Lastenausgleichsgesetz haben in einigen Fällen jetzt schon den monatlichen Betrag von 200,— DM überschritten, während den „nur“ bedürftigen anderen Studenten mit Freitischen im Werte von monatlich 17,50 DM, bestenfalls noch mit Barbeihilfen von 10,— DM bis 50,— DM pro Monat geholfen werden kann. Bezeichnenderweise wird es den vom Lastenausgleich Begünstigten im allgemeinen nicht zugemutet, vor dem Examen während der Semesterferien zu arbeiten, weshalb die Unterstützung weitergezahlt wird; niemand fragt aber danach, wie die anderen bedürftigen Studenten ihr Examen machen sollen.

Ein eigenartiges Förderungsinstrument ist auch der sogenannte Hessenerlaß, die Unterrichtsfreiheit für die hessischen Landeskinder. Und zwar für alle in gleichem Maße, für die Kinder von Arbeitern, Angestellten, Rentnern, Geschäftsleuten und Generaldirektoren. Für die Minderbemittelten reicht diese Schulgeldfreiheit allein nicht aus (in der Statistik ist ein Anwachsen der Zahl der Studierenden aus Arbeiterkreisen wegen des Hessenerlasses nicht zu verzeichnen), bei finanziell Gutgestellten ist sie eine Verschwendung öffentlicher Mittel. Noch nie hat die etatbelastende Automatik dieser Förderung der Landesregierung oder dem Landtag Kummer bereitet, während um eine Erhöhung der eigentlichen individuellen Förderung und auch anderer Positionen des Universitäts Haushaltes erbittert gekämpft werden mußte. Der damals zuständige Minister wurde einmal gefragt, ob man den für Arme und Reiche gleichermaßen angewandten Hessenerlaß nicht in eine wirksamere Förderung der Minderbemittelten umwandeln könne. Die Antwort lautete: Nein, aus Prinzip muß die jetzige Form des Hessenerlasses aufrechterhalten werden. Gerade das ist es, das Prinzip! Der Hessenerlaß will ja nicht der Förderung den größtmöglichen Wirkungsgrad geben, er will das Land zu einer „Oase“ im Vergleich zu anderen vielfach finanzstärkeren Ländern machen. Auch dieses Förderungsmittel schafft einen Kreis der Privilegierten, der mit dem Kreis der Minderbemittelten in zahlreichen Fällen nicht identisch ist.

Es empfiehlt sich also, in den Kreis der gesetzlich Geförderten zu gelangen. Noch nie hat die Frage des Wohnsitzes und der Unterhaltspflicht auch unter Nichtjuristen ein solches Interesse gefunden, wie jetzt.

Sehr gute Chancen bietet auch eine Koppelung der gesetzlichen Möglichkeiten. Eine hohe Lastenausgleichsquote mit dem Hessenerlaß zu vereinigen, ist verhältnismäßig leicht. Schwieriger ist es schon, einer Ausbildungsbeihilfe nach dem Lastenausgleich noch einen Gebührenerlaß hinzuzufügen.

Für die übrigen Minderbemittelten bliebe ja dann wohl die Darlehenskasse übrig. Aber auch hier haben es die Privilegierten leichter. Die mühevollen und für den einzelnen unangenehme Suche nach zwei Bürgen bleibt ihnen erspart, sie treten einfach ihre Ansprüche aus dem Lastenausgleich in Höhe des Darlehens an das Studentenwerk ab.

Bevor man neue Förderungsmöglichkeiten erschließt, müßten die schon vorhandenen wieder auf ihre ursprünglichen Ziele zurückgeführt werden. Die Förderung sollte nicht eine generelle Ausschüttung an Personenkreise sein, deren soziale Tatbestandsmerkmale nicht immer klar und eindeutig sind, sondern die Bedürftigkeit des einzelnen Falles treffen. Nicht der Staat muß ihr Träger sein, sondern die Universität, die mit dieser Aufgabe das Studentenwerk betraut.

Die Förderung bedürftiger Studenten muß sich in Zukunft von zwei „Komplexen“ freimachen. Einmal auf Bundesebene von dem (ich will ihn einmal so nennen) BHE-Komplex, nämlich von der Vorstellung, daß man sich von seinen sozialen Verpflichtungen gegenüber der Studentenschaft dadurch freikaufte, wenn man automatisch über 90% der Förderungsmittel Flüchtlingen und Spätheimkehrern gibt und darauf vertraut, die vielen anderen minderbemittelten Studenten würden zufrieden sein und keine Ansprüche stellen. — Das Land Hessen aber müßte seinen „Musterlände-Komplex“ überwinden und einsehen, daß der größte Wirkungsgrad in der Förderung nicht durch einen sozialistischen (sic!) Mannaregen über Arme und Reiche erzielt wird, sondern durch eine individuelle Unterstützung der wirklich Minderbemittelten.

Wilhelm Hick

(Fortsetzung von Seite 1)

und wie ehemals so eine Art „Öffentliche Anstalt zur Herabminderung des geistigen Niveaus“ sein müsse.

Man erinnert sich der fast noch jüngst vergangenen Zeit, wo man höheren Orts noch von einem „ganz anderen“ Wehrdienst sprach. Nun, da es langsam an die Realisierung dieses Novums geht, sind die beteiligten Politiker von einer peinlichen Phantasielosigkeit befallen. Er scheint zumindest so, denn wir wollen doch nicht glauben, daß die — immerhin schon zu Jahren gekommenen — Herren Abgeordneten inzwischen zu der Meinung gelangt sind, daß achtzehn Monate preußischer Drill dem jungen Menschen eigentlich gar nichts schade. Das soll nicht unterstellt werden. Stattdessen bleibt aber die gewisse Resignation: „eine Armee ist eben kein Sanatorium“.

Oder vielleicht doch? Denn der Abgeordnete Dr. Menzel meinte, Wehrdienst könne für den künftigen Mediziner „im Hinblick auf gerade durch die Militärzeit hervorgerufene Neurosen eine sehr lehrreiche Zeit sein“. So zuversichtliche Meinungen aus dem Munde derer, die über die Formen des künftigen Wehrdienstes zu entscheiden haben, stimmen bedenklich. Warum muß man Neurosen schon a priori einkalkulieren?

Vielleicht wäre es an der Zeit, sich mit uns Betroffenen ins Gespräch zu setzen. Wenn wir Jungen einer Wiederbewaffnung zustimmen, heißt das noch nicht, daß wir uns auf Gnade oder Ungnade einer neuen Auflage des Unteroffizier Himmelstoß ausliefern lassen, nur weil man einen anderen Typ nicht für möglich hält.

V. Vogel

## Die Frauen und die Zwölfender

Es erscheint mir mit dem Grundsatz der Gleichberechtigung schlechterdings unvereinbar, daß die Frauen von dem neuen Wehrpflichtgesetz nicht betroffen werden, zumal die Vergangenheit gezeigt hat, daß auf ihre Mithilfe im Ernstfall nicht verzichtet werden kann. Die Abiturientin kann frisch von der Schulbank ihr Studium beginnen, während ihr männlicher Kollege erst seine Zeit ab dienen muß. Erfahrungsgemäß ist man im Anschluß an die Schule am aufnahmefähigsten. Diese Zeit müssen die Abiturienten auf dem Kasernenhof verbringen. Der dadurch erlittene Zeitverlust wird etwa 2 Jahre betragen. 2 Jahre früher beginnt also die Frau mit dem Geldverdienen. Die Folge wird sein, daß mancher, der bereits vor Beendigung seiner Berufsausbildung heiraten möchte, von seiner Frau wirtschaftlich abhängig sein wird. Die psychologischen Nachteile für den Mann in einer solchen Ehe sind nicht zu begründen. Grundsätzlich sollte bedacht werden, daß der Mann ebenso zeitig wie die Frau die Möglichkeit haben muß, für den Lebensunterhalt der Familie zu sorgen.

Man macht sich zur Zeit nur Gedanken, wie man wieder zu Unteroffizieren und Offizieren kommt. Ich glaube, man sollte sich bereits heute Gedanken darüber machen, wie man diese Menschen, die ihren erlernten Beruf aufgeben bzw. ohne Berufsausbildung sind, nach ihrer Entlassung in den Wirtschaftsprozess einfügen kann. Es geht nicht an, daß man nach einigen Jahren wieder Planstellen für so gen. Zwölfender schaffen muß, und die überzähligen Hauptleute mit spätestens 50 Jahren gezwungen sind, als Pensionäre spazieren zu gehen oder gar Politiker zu werden. Ein Problem wird die Versorgung der abgedienten Unteroffiziere und Offiziere immer bleiben. Die nicht gerade angenehme Erfahrung mit einigen dieser Menschen in der Vergangenheit sollte eine Warnung für die Zukunft darstellen.

Auf eine längere Verpflichtung von Stammanschaften wird man wohl nicht verzichten können. Während dieser Zeit sollte man den Leuten Gelegenheit geben, sich beruflich fortzubilden, da nicht alle unteren Offiziere — von diesen nur sollte hier die Rede sein — in höhere Stellen aufrücken können. Bei einer 20 bis 30jährigen Verpflichtung könnte der Staat ohne weiteres eine fünf- bis siebenjährige Berufsausbildung bzw. Studium während der Militärzeit gestatten und finanzieren. Wer mit 20 Jahren zum Militär kommt, ist nach 20jähriger Dienstzeit durchaus in der Lage, einen bürgerlichen Beruf auszuüben. Die Kosten der Berufsausbildung sind wahrscheinlich weniger hoch als die Pensionen.

M. Lenz

## Wie es die Inder machen

Ich will hier nicht diskutieren, inwieweit der Wehrdienst in Zeiten weltpolitischer Spannungen notwendig ist. Aber warum sollten wir nicht bessere Methoden als die bisher üblichen dafür suchen? Vielleicht ist es nützlich, wenn ich etwas über die Militärorganisation in Indien berichte. Dort bestand schon unter der britischen Herrschaft die Einrichtung der UOTC (University officers training corps). Heute heißt sie NCC (National cadet corps) und besteht neben der allgemeinen Armee.

In der NCC wird nur an einigen Wochentagen während der Abendstunden Dienst getan. Geschlossene Verbände in Uniform und Waffe ziehen dann vor die Stadt zur Ausbildung und Übung. In der gleichen Zeit bleiben sie aber als Studenten oder Schüler tätig, so daß die militärische Ausbildung einen sportähnlichen Charakter erhält. Nach einem Jahr kommen die Rekruten auf mehrere Monate in ein Ausbildungslager, in dem sie wie Wehrpflichtige ganz ins militärische Leben eingegliedert sind. Aber es ist wichtig, daß diese Zeit keinen großen Bruch ausmacht, der für die Entwicklung der einzelnen schädliche Auswirkungen haben könnte. In der Regel wird diese Form der Ausbildung 3 Jahre hindurch betrieben, so daß die Lagerzeit allein insgesamt neun Monate dauert. Für den Fall der Einführung einer allgemeinen Wehrpflicht denkt man an eine Verbindung des Abschlußexamens an der Schule oder Universität und in der NCC, vielleicht auch an viermonatige Lager während fünf Jahren Dienstzeit. Der Dienst in der Armee ist nach ähnlichen Grundsätzen organisiert.

Man wird diese Organisationsform besser verstehen, wenn man bedenkt, wie notwendig für die Entwicklung Indiens die Ausbildung einer genügenden Zahl gelernter Fachkräfte und ebenso von akademischen Berufen ist. Deshalb bedenkt man sehr genau die Gefahren, die dieser Ausbildung durch eine längere Unterbrechung des Studiums entstehen können. Und da ist es ganz ohne Zweifel, daß die Nachteile eines entscheidenden Einbruchs in der akademischen Ausbildung für die Existenz und die Zukunft des Landes den Wert der Ausbildung in der Landesverteidigung sehr übersteigen können.

Raj. K. Kalra

(Weitere Zuschriften in der nächsten Nummer)

## FRANKFURTER BÜCHERSTUBE

SCHUMANN U. COBET

Frankfurt am Main · Börsenstr. 2-4 · Fernsprecher 91494

Hinweis auf die soziale Lage der Studentenschaft. Es wäre dann viel gewonnen, wenn die CDU den Satz zugäbe: der Staat hat — noch vor jedem Interesse an ausgebildeten, höheren Beamten, an Erfindungen und an „Kulturpolitik“ — einen ursprünglichen Bezug zur Theorie. Etwas pathetischer gesagt: das Gemeinwohl — und das heißt der Staatszweck — kann nicht erreicht werden ohne die zweckfreie Frage nach Wahrheit. Diese Frage zu stellen hält die Universität noch immer für ihren eigentlichen Sinn — und sie soll auch der Sinn des Studiums sein (soll, natürlich!). Wenn die CDU also solche Sätze einräumte, brauchte sie sich nichts zu vergeben; sie würde sich auf ihr Eigentliches besinnen.

Daß die Zulassung zum Studium nicht von dem Zufall abhängen soll, ob man noch einen Vater hat und ob dieser Vater Geld hat — darüber behauptet man einig zu sein. Nur meint man, es gäbe zwei Möglichkeiten: entweder generelle Schulgeldfreiheit oder Unterstützung Bedürftiger — nach einer Fleißprüfung. Man hört selbst wohlwollende Akademiker, die die Verhältnisse der Studenten kennen, diese zweite Möglichkeit empfehlen.

Diese Lösung des Problems ist aber unannehmbar. Denn erstens sind die dauernden Fleißprüfungen eine Nervensäge, zweitens sind sie ein Mittel, mit dessen Hilfe Professoren und Studenten sich gegenseitig am Studieren hindern. Man paukt dann mehr ad hoc, zugegeben, aber man verliert die Zeit zum Studium der Quellen und Zusammenhänge. Man kennt das von der Oberschule: man weiß eine Menge und versteht nichts. Außerdem: wenn das Angebot ernst gemeint ist, muß man einen sehr großen Teil der Studenten unterstützen. Man errechne die Zahl der Prüfungen, die dazu notwendig sind, man vergleiche die tatsächlichen Ausgaben mit denen bei genereller Schulgeldfreiheit. Der Aufwand lohnt sich nicht, und unsere Professoren stöhnen so schon vor Überbelastung. Und zuletzt: dieser Vorschlag stellt als sicher hin, daß die staatliche Unterstützung des Studiums ein besonderes Wohlwollen ist, das nur besonders „Würdigen“ zukommt. Wozu denn dann das Abitur? Und wir glauben eben nicht, daß es dem Staat freisteht, ob er sich Forschung und Studium etwas kosten lassen will oder nicht.

Was sollen wir Studenten also tun? Ich schlage vor:

1. die Vertreter der Parteien bekommen im „DISKUS“-Raum, um ihre Auffassung zu begründen.
2. Damit es nicht beim Papier und beim Gerede bleibt, soll das Studentenparlament die Fraktionen im Landtag auffordern, eine bindende Erklärung darüber abzugeben, wie die Partei zur Frage der Schulgeldfreiheit denkt.

Mit alledem muß man sich eilen. Vor der Wahl ist eine geschlossen protestierende Studentenschaft eine Großmacht. Keine Partei wird es sich leisten, sie gegen sich aufzureizen. Deshalb müssen wir neben den Erklärungen auch bindende Zusagen von den Parteien fordern. Die alten Griechen haben gemeint, Zeus lache über die Schwüre der Verliebten. Ein Gegenwärtiger muß hoffen, die Wähler lachen über die Schwüre der Wahlredner.

Kurt Flasch

Das Frankfurter Studentenparlament hat inzwischen beschlossen, von den hessischen Landtagswahlen Stellungnahmen zum Hessenerlaß einzuholen.

## Wirkungsvollere Förderung

Nach einer Aufstellung des Studentenwerkes Frankfurt wurden die Rechnungsjahre 1953/54 rund 450 000,— DM an Ausbildungsbeihilfen, Stipendien und Freitischen bzw. Verbilligungsscheine an Studierende der Universität Frankfurt am Main vergeben. Diese Summe teilt sich folgendermaßen auf:

Herausgeber: Alexander Böhm, Wolf Erich Kellner, Gernot Schweikhardt, Oscar Strobel, Gerhard Weber.

Für die Redaktion verantwortlich: Günther Gruppe, Udo Kollatz, Ernst Alexander Saupe, Werner Schaffernicht, Gernot Schweikhardt.

Verantwortlich für Marburg: G. Mehnert

Korrespondent in Bonn: Peter Scholz

Geschäftsführung: Peter Götz, Anzeigenverwaltung: Heinrich Götz, Frankfurt a. M., Rheinstraße 7, Tel. 7 72-09.

Konten der Zeitung: Rhein-Main Bank Nr. 121 210, Frankfurter Sparkasse von 1822 Nr. 30158. Manuskripte sind zu richten an „DISKUS, Frankfurter Studentenzeitung“, Universität Frankfurt a. M., Mertonstr. 17, Tel. 7 00 91, App. 213. Artikel, die mit dem Namen des Verfassers oder seinen Initialen gezeichnet sind, geben die Meinung des Autors wieder, aber nicht unbedingt die der Redaktion.

Der DISKUS ist das Nachrichtenblatt der „Vereinigung der Freunde und Förderer der Johann Wolfgang Goethe-Universität Frankfurt a. M. e. V.“; auf die redaktionelle Gestaltung der Zeitung hat die Vereinigung keinen Einfluß.

Druck: Druckerei Dr. Günter Zühlendorf, Frankfurt a. M., Eckenheimer Landstr. 60b, Tel. 5 11 78.

Abonnements zum Preise von DM 1,50 für zwei Semester schriftlich bestellen unter Einsendung des Geldes an die Geschäftsführung: Rheinstraße 7.

## Unzweideutig

Gegen die Redakteure des DISKUS schwebt ein Prozeß, anhängig beim Landgericht Bonn. Der Streitwert wird vom Kläger mit 15 000 DM beziffert. Mitverklagt ist ein Herr Loewe; Loewe ist aber nur Pseudonym eines der Redakteure, von denen vier aus Ostdeutschland stammen und damit zuweilen Grund genug haben, ihren Namen nicht unter gewisse Artikel von gesamtdeutschem Interesse zu setzen.

Im letzten Winter brachte uns ein Kommilitone eine Broschüre, die kostenfrei an Kinder in einer staatlichen Schule Hessens verteilt wurde — also eine Publikation, die weniger zu Erwerbs- als zu Propagandazwecken hergestellt worden war: „Freiheit in Uniform“. In der Dezember-Nummer des DISKUS erschien darüber ein Artikel, betitelt „Trojanisches Pferd in Bonn“ und unterzeichnet von L. Loewe. Wir wollen nicht den Umstand unerwähnt lassen, daß diese Kritik von zahlreichen Dozenten für gut, notwendig und erfreulich befunden wurde.

Es war nicht die einzige Kritik, die „Gestalter“ und Verlag dieser Broschüre zusetzte, wohl auch nicht die einzige, die in der Richtung sich bewegte, um derentwillen die Kritisierten ihre Klage erhoben. So erschien zwei Monate nach unserer Veröffentlichung in der Frankfurter „Neuen Presse“ ein Leitartikel von Walter Dirks, der sehr energisch auf den Schaden aufmerksam machte, der durch die Broschüre und durch Mißverständnisse, die sie provozieren könnte, entstände. Darin hieß es von der besagten Druckschrift:

„Ostzonenpropaganda? Natürlich meint man das im ersten Augenblick, man kann sich ohnehin vor der Flut von Papier aus Berlin-Ost nicht retten, und wenn der erste Blick zufällig auf die Überschriften fällt, „Auch von Hitler ließ sich Moskau nicht herausfordern“ und „Konnte Stalin jemals stärker provoziert werden als durch Titos Abfall?“, so kann man sich darin bestätigt fühlen: Moskaus Friedensliebe ...“

Stattdessen erreichte uns kurz darauf, aber lang nach unserer Veröffentlichung ein Beschluß des Landgerichts Bonn, datiert vom 2. März 1954, in dem es heißt:

Im Wege der einstweiligen Verfügung wird wegen der Dringlichkeit der Sache ohne vorherige mündliche Verhandlung angeordnet:

1. Den Antragsgegnern wird unter Androhung der gesetzlich höchstzulässigen Geld- oder Haftstrafe untersagt, über die von dem Antragsteller verantwortlich gestaltete und im Verlag für Publizistik in Bonn herausgegebene Broschüre „Freiheit in Uniform“ Behauptungen der nachfolgenden oder ähnlicher Art aufzustellen oder zu verbreiten, nämlich, die Broschüre mache indirekt, aber zweifellos recht geschickt für östliche Gedankengänge Propaganda, sie sei ein östliches Machwerk, sie sei schnell als Eislersche Holzhammer-Propaganda zu erkennen, sie sei als übles Hetzblatt nach Westdeutschland gebracht worden.
2. Den Antragsgegnern werden die Kosten des Verfahrens als Gesamtschuldner auferlegt.

Drei Wochen darauf folgte Klageschrift und Ladung zur Verhandlung am 20. April. Dies ominöse Datum gelang es uns auszusetzen und mit dem Beistand eines Dozenten der Juristischen Fakultät der Johann Wolfgang Goethe-Universität Vergleichsverhandlungen einzuleiten. Der Verhandlungstermin ist mittlerweile auf den 17. September verschoben.

Ein Vergleich über eine Klarstellung, die der DISKUS zu veröffentlichen gewillt war, ist im wesentlichen zustande gekommen. Nicht hingegen war die Redaktion bereit, an den Verlag für Publizistik (der an der Klage nicht beteiligt war) ein persönliches Entschuldigungsschreiben des Verfassers abgehen zu lassen — eine Art Strafarbeit, aus der, wie der Anwalt des Klägers schrieb, „mein Mandant erkennen möchte, daß Ihre Parteien einsichtig sind und sich in Zukunft derartiger Entgleisungen enthalten werden“.

Aus eigenem Entschluß veröffentlichen wir deshalb die folgende

### Erklärung

Die Redaktion des DISKUS bedauert, daß durch den Beitrag von L. Loewe in der Dezember-Nummer 1953 „Trojanisches Pferd in Bonn“ der Eindruck entstanden ist, daß die in Bonn vom Verlag für Publizistik herausgegebene Broschüre „Freiheit in Uniform“ eine kommunistische Propagandaschrift sei. Die Redaktion erklärt, daß eine solche Auffassung durch die vom Verfasser ironisch gemeinte und von ihr so verstandene Betrachtung nicht verbreitet werden sollte.

Soviel zur juristischen Klärung des Tatbestands. Aber uns kommt es nicht allein darauf an, einen falschen Eindruck zu beseitigen, sondern ebenso sehr, daß das, was wir politisch zu bemerken hatten, nun unzweideutig klar werde. Darum sagen wir es diesmal

### OHNE IRONIE

Nicht nur dem Kläger, sondern vor allem auch unseren Lesern dürfen wir gar keinen Zweifel darüber lassen, was unsere Glosse im Dezember noch milde glossiert hatte.

Herrn Dirks konnte man keine Klage anhängen, obwohl er der Katze die Schelle anhängte mit der Vermutung: „Jener Urheber dürfte der Bundesregierung nahestehen ...“

Inzwischen wissen auch wir es, denn in dem ersten Schriftsatz, den uns das Landgericht Bonn übermittelte, steht unter den angebotenen Beweisen:

„Der Kläger hat die Broschüre inzwischen auch von dem Bundesministerium für gesamtdeutsche Fragen prüfen lassen. Der Bundesminister hat ihm durch Schreiben vom 25. 2. 1954 bestätigt, daß die Broschüre ein ausgezeichnetes Aufklärungsmittel gegen die Ziele des Bolschewismus ist.“

Beweis: 1. Die als Anlage 3 beigefügte Photokopie des Schreibens des Herrn Bundesministers für gesamtdeutsche Fragen vom 25. 2. 1954.  
2. Auskunft des Bundesministers für gesamtdeutsche Fragen.“

Aber nachdem das nun heraus ist, wollen wir die Broschüre noch einmal bei der Kralle packen, die unter der bisher nur ironisch glossierten Konfusion hervorlugt. Das Folgende sind Zitate aus „Freiheit in Uniform“:

„Wo den Kommunisten tatkräftig Widerstand geleistet wird, kämpfen sie nicht, sondern ziehen sich zurück. Es entspricht ihrer Taktik, einem Gegner, der sich als stark und entschlossen erweist, auszuweichen.“

„Als die Japaner 1938 an der mandschurisch-mongolischen Grenze sowjetische Bastionen angriffen und mehrere Siedlungen überannten, ließ sich Moskau nicht zu Gegenaktionen reizen. Selbst als es im August 1939 im Fernen Osten zu schweren Zusammenstößen der Japaner mit Sowjettruppen kam, ließ sich

Moskau nicht in einen Krieg verwickeln, dessen Ausgang ihm recht unsicher schien.“

„Als deutsche Stukas über den Balkan brausten — als Hitler den Putsch sowjetfreundlicher Offiziere um den General Simovic mit Krieg beantwortete, zuckte Moskau zurück und überließ Belgrad trotz seines Freundschafts- und Beistandspaktes seinem Schicksal.“

„Wenn es noch eines Beweises bedurfte hätte, daß nur Mut und Entschlossenheit den Machthabern des Kreml Respekt einflößen können, so lieferte ihn der 17. Juni 1953 ... Unter dem Eindruck des entschlossenen und todesmutigen Einsatzes der Bevölkerung gegenüber Terror und Willkür wurden die Sowjets nicht noch brutaler, wie es viele fürchteten, sondern sie versuchten einzulenken, und in einigen Fällen sogar nachzugeben. Die ganze Welt hielt den Atem an, als die Arbeiter von Ost-Berlin und der Sowjetzone das Banner der Freiheit enthüllten und gegen die roten Unterdrücker marschierten.“

Was folgt aus all dem? Daß „als bester Garant für den Frieden die demokratische Regierungsform“ taugt, und damit also die Notwendigkeit einer Verteidigungsbereitschaft und Teilnahme am EVG-Vertrag? Oder nicht doch mehr einiges andere — wie etwa aus den Beispielen japanischer Guerillapolitik und von Hitlers brausenden Stukas die implizite Empfehlung des totsicher richtigen Wegs: des Angriffskriegs? Nur darauf kann es doch hinauslaufen, wenn man die aus der schlimmsten Verzweiflung brechende Revolte der Deutschen in der Sowjetzone ohne jeden weiteren Unterschied zusammen mit den gezielten beutelüsternten Kriegsaktionen der Japaner von 1939 und Hitlers im Jahre 1941 als Beispiele für „tatkräftigen Widerstand“ preist.

Wenn die Sowjets diese Broschüre in die Hände bekommen, dann ist sie für ihre Propaganda ein Schlager, nämlich als scheinbarer Beweis für die Angriffsabsichten des Westens. Und darum wäre wohl das Beste, wenn man sie ganz offiziell wieder einzieht, statt sie in den Schulen zu verteilen.

Aber wir meinen auch, daß es sich weniger um eine amtlich geförderte Broschüre handeln kann als vielmehr um einen Restposten einer noch immer nicht endgültig niedergeschlagenen Gesinnung. Das ergibt sich schon aus der mit keinem Wort eingeschränkten Glorifizierung Hitlerscher Methoden. Noch klarer zeigt es sich an der Verfälschung der Geschichte des Spanischen Bürgerkriegs, die uns hier, genau wie 1936 durch das nationalsozialistische Deutsche Nachrichtenbüro unseligen Gedenkens aufgetischt wird:

„Im Jahre 1936 hielten die Sowjets Spanien für sturmreif. Die kommunistische Revolution begann ... Die direkte russische Hilfe an die Rotschwarzler hatte die Unterstützung Francos durch Deutschland und Italien bewirkt ...“

Nein, es hat noch einen andern Beelzebub gegeben. Diese Revolution begannen nicht die Kommunisten, sondern die Truppen der Herren Franco und Mola gegen die liberaldemokratische Regierung Azana, und die deutsche Hilfe, die Fliegerlegion des Generals Sperrle, war erhebliche Zeit vor irgendwelcher russischen Hilfeleistung schon „im Einsatz“, nicht gegen die Kommunisten sondern gegen eine westlichdemokratische Regierung.

Es gibt einen Tonfall der Unschuld in der Propaganda. Besser gesagt, einen verdächtigen Kehllaut der Wolfsseele im Schafspelz, der einen vor Widerspruch warnt. Das gilt für kommerzielle und politische Propaganda gleichermaßen. Was hier so prodemokratisch tönt, hat das warnende Knurren vernehmen lassen, ja nicht den Schafspelz zu lüpfen. Die Bauern sollen stille sein wegen der Manöverschäden auf ihren Feldern — es ist ja für die Demokratie. Das Bild von den Stukas zeigte den Krieg gegen den Bolschewismus — wehe dem, der es besser wissen will. Die Geschichte des 17. Juni eine Tragödie? Ach was, zur Propaganda taugt sie, wenn Nachdenken, Bestürzung, Selbstanklage nur Privatsache bleiben und nicht öffentlich dagegen zeugen. So kann man uns aber doch nicht einschüchtern, und wir stellen hier ausdrücklich fest:

Nach der Darstellung des Gestalters und Klägers gibt es eine „Freiheit in Uniform“, die Sowjetunion anzugreifen. Sie kommt einer historischen Rechtfertigung totalitärer Unterdrückungsregimes gleich und ist auf ihre Weise nicht weniger gefährlich wie die Propaganda aus dem Osten.

Die Redaktion



**RHEIN-MAIN BANK**

A K T I E N G E S E L L S C H A F T

**FRÜHER DRESDNER BANK**

Frankfurt a. M., Gallus-Anlage 7

Fernsprecher: Ortsverkehr 30061, 30221, Fernverkehr 30231

**Depositenkassen in Frankfurt a. M.:**

Mainzer Landstraße, Mainzer Landstraße 93 · Opernplatz, Große Bockenheimer Straße 37 – 39

Roßmarkt, Roßmarkt 14 · Schweizerstraße, Schweizerstraße 27 · Großmarkthalle, Rückertstraße 4, Westanbau

55 Niederlassungen im süddeutschen Raum



den bei Leichtathletik und Turnen bejubelt, man sah Schwimmwettkämpfe und Boxveranstaltungen, Pferderennen und Fußball und ließ sich an anderer Stelle von einem russischen Soldaten-Ensemble „Horch was kommt von draußen rein“ in deutsch vorsingen.

Vierzehn verschiedene Ausstellungen: im Pavillon der Gesellschaft für Sport und Technik bewundern manche zum erstenmal einen Fernschreiber. Mit zünftigen Kleinkalibergewehren machen sie Zielübungen. Ehrfürchtig bestaunen sie dann die Utensilien des „Sports der Kühnen“, des friedlichen Fallschirmspringens, und lassen sich durch ein Pferd bezaubern, das vollmotorisiert elektrischen Trab und Galopp vorführt.

Volksfest und Rummel mit allerhand Sensationen — das war das „Deutschlandtreffen der Jugend für Frieden, Einheit und Freiheit“. Die politische Agitation hatte sich zwar mit diesem Rummel identifiziert. Aber die Jungen und Mädchen sahen hinter dem Arrangement nicht die kühlen, verschlagenen Manager, sondern erlebten nur die weltoffene Begegnung: zusammen zu sein mit den Freunden aus Leipzig und Jena, aus Essen und München, aus Frankreich und Griechenland, mit den Gelben aus China und den Schwarzen aus Liberia. Ja, das war herrlich und gut — und so mußte man doch auch denen dankbar sein, die solches zustande brachten.

In West-Berlin wartete man mit Verpflegung, Wildwest-Filmen, Stadtrundfahrten, aber es fehlte die gesellige Herzlichkeit und Hochgestimmtheit der ganzen Stadt, das begeisternde Tanzen und Spielen war hier unmöglich. Alles war viel materieller, geschäftlicher, pedantischer. Zu den Weltjugendfestspielen 1951 hatte die ganze Bevölkerung sich eingesetzt, als überraschend Tausende herüberströmten. Diesmal glaubte man die Betreuung im voraus regeln zu müssen und so versackte sie in der Kühle geschäftiger Institutionen. Andere brauchten sich nun nicht mehr zu kümmern.

Es kamen nur wenige. Die lückenlosen Absperrungen der Volkspolizei und FDJ-Ordner waren nicht allein verantwortlich für das Ausbleiben. Mindestens ebenso abschreckend wirkten, wir konnten uns überzeugen, die ununterbrochenen Propagandaparen „Achtung, Kopfgänger in Berlin“, die Warnungen vor „Menschenfallen“ und „Stupo-Bestien“ im Dienste der Fremdenlegion und Agentenzentralen. Die Angst wurde vom Westen selbst noch durch taktisch unkluges Verhalten verstärkt. Die Zwischenfälle an der Zonengrenze, die tätliche Belästigung einer am Wedding demonstrierenden FDJ-Gruppe durch die „Falken“ und das überhitzte Eingreifen und Dazwischenknüppeln der Polizei verkörperten nicht gerade die angepriesene friedliche und freiheitliche Gesinnung. Nachgereichter Kaugummi und Zuckerbrot konnten den bitteren Geschmack nicht vertreiben.

War das alles, was wir zu verschenken hatten? Die Antwort der Deutschen Studentenzeitung („Das grüne Hemd“ in 6/1954) ist erschreckend bequem und naiv. Sie polemisiert gegen jegliche werbende Einflußnahme und lehnt es ab, Überzeugungen zu vermitteln, „es sei denn diejenige, daß jeder Mensch das Recht hat, sich selbst eine Überzeugung zu bilden“. Dieser Rat übersieht völlig, daß es ja noch ganz junge Menschen waren, denen die Möglichkeit freier Urteilsbildung fehlte, die um so mehr der führenden Hand und der echten, herzlichen Anteilnahme bedurften, als sie aus einem Lande kamen, wo ihnen alle nur mögliche Protektion zuteil wird. Wie kalt klingt dagegen die weitere Äußerung: „Sie sollen kommen und sich umschauen . . .“, der man nur entgegenhalten kann: sie kamen und ernteten Prügel und Kaugummi. Sie entdeckten andere Mißstände, die von der östlichen Propaganda mit Akribie verzeichnet, aber eben deshalb nicht geglaubt worden waren. Es war keiner da, der ihnen über diesen Schock hinweghalf, ja sie fanden, daß man den Schmutz im eigenen Hause nicht einmal kannte und es durchaus kein ernstes Anliegen aller war, ihn wegzuräumen.

Und nun sollten sie ihre Blauhemden ausziehen und den Trost der DSZ einhandeln, daß sie kein grünes bekämen, weil man bei uns „Hemden aller Farben, aller Muster, aller Macharten“ trägt! Der Salto mortale solcher Logik, der einer höchst undemokratischen, entschädigungslosen Enteignung das Wort redet, wird wenig „Anziehungskraft“ besitzen. Denn er kann ja schließlich nicht darüber hinwegtäuschen, daß man auch in unserer Welt ein Hemd tragen muß, und daß man Kinder nicht solange in voller Blöße herumlaufen läßt, bis sie sich selbst — aus Freiheit! — ein Hemd erwerben oder zusammenschneiden können.

Wir müssen endlich unsere lässige Bequemlichkeit, das reine Zuschauen im Vollgefühl unserer demokratischen Freiheit überwinden. Dabei können auch wir, wollen wir überhaupt erfolgreich die Jugend ansprechen, der propagandistischen Mittel nicht entraten, die doch aller modernen Pädagogik geläufig sind. Und deren Mißbrauch im Osten ist kein Einwand gegen sie.

Aber da der Staat für uns nicht ausschließlicher Sorgehalter ist, geht der Ruf vor allem an den einzelnen. Gerade weil er größere Freiheit besitzt als im totalitären Staat, lastet auf ihm die größere Verantwortung. Er darf die Jugend nicht allein lassen, muß sich unter ihr Spielen und Tanzen mischen, muß ihre Interessen und ihre Nöte kennenlernen, Vertrauen gewinnen und aus seiner größeren Einsicht nicht nur das Falsche rügen, sondern das Gute hervorheben und weiter ausbauen. Dazu muß er die Sprache der Jungen und Mädchen verstehen, muß die Gedanken und Argumente, die

ihnen schon eingehämmert sind, kritisch gebrauchen lernen. Wir sollten die Mühe nicht scheuen, uns alle eine gründliche Kenntnis der östlichen Ideologie zu verschaffen, und hier müssen wir vom Staat verlangen, daß er uns die Möglichkeit dazu gibt, und daß sich Schulen und Universitäten gleichfalls dafür einsetzen. In jeder Begegnung müssen wir die Alternative überwinden, daß das Westliche gut und das Östliche schlecht ist, denn so simpel ist die Wahrheit nicht.

E. Pause

## Containment 1954?

Es ist jetzt sieben Jahre her, daß ein Artikel in der amerikanischen Zeitschrift „Foreign Affairs“ Aufsehen in der Welt erregte. Ein Mr. X machte darin eine Reihe von Vorschlägen für die Neuorientierung der amerikanischen Politik gegenüber der Sowjetunion. Der amerikanische Optimismus, in Zusammenarbeit mit der Sowjetunion zu einer neuen, friedlichen Weltordnung zu kommen, war von einer gründlichen Desillusionierung gegenüber den Zielen und der Methode der sowjetischen Außenpolitik abgelöst worden. Auf Grund seiner Kenntnisse der inneren Struktur des sowjetischen Systems und auf Grund der politischen Erfahrungen nach 1945 zog Mr. X das Fazit: Sowjetrußland hat seine Idee der Weltrevolution nicht aufgegeben. Es wird dies auch nicht tun, ehe sich nicht grundlegende Änderungen der inneren Struktur des sowjetischen Machtsystems vollziehen. Jede Änderung und jedes Anzeichen von Nachgiebigkeit in der sowjetischen Politik sind nichts anderes als taktisches Manöver, notwendige Umwege, aber keine wirklichen Abweichungen von ihrem letzten politischen Ziel, der Vernichtung des kapitalistischen Systems in der westlichen Welt.

Infolgedessen sind diplomatische Verhandlungen und Verträge in der üblichen Form mit der Sowjetunion sinnlos. In Anbetracht der Furchtbarkeit des modernen Krieges muß jedoch eine kriegerische Auseinandersetzung mit der Sowjetunion nach Möglichkeit vermieden werden. An dessen Stelle soll eine Politik des „containment“, d. h. der Eindämmung, treten, die den expansiven sowjetischen Tendenzen überall in der Welt ein entschlossenes und bestimmtes Halt gebietet. Die Amerikaner müssen sich darauf vorbereiten, solch eine Eindämmungspolitik über eine unbestimmt lange Zeit hin aufrecht zu erhalten.

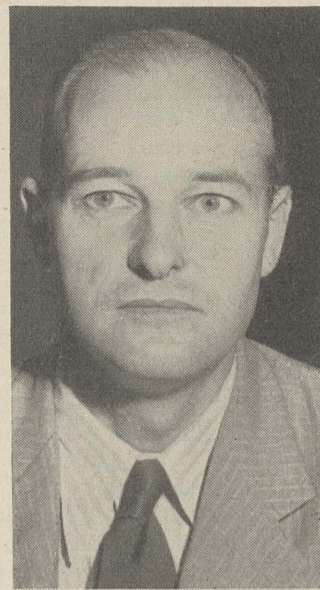
Diese Politik basierte auf der Annahme, daß die in dem totalitären sowjetischen System bestehenden Spannungen notwendigerweise zu einer Auseinandersetzung innerhalb der Sowjetunion führen und die Struktur ihres Herrschaftsystems verändern müssen. Indem man die Sowjetunion quasi in ihrem eigenen Saft schmoren ließ, und ihr keine Möglichkeit, von ihren innerpolitischen Spannungen durch außenpolitische Aktionen abzulenken gab, wollte man diesen Zersetzungsprozeß beschleunigen und gleichzeitig ein weiteres Verschieben des Kräftegleichgewichts zuungunsten der westlichen Welt verhindern.

An das Rezept von Mr. X haben sich die Vereinigten Staaten im großen und ganzen seit 1947 gehalten. Die Beilegung des Bürgerkriegs in Griechenland, die Berliner Luftbrücke und der Koreanische Krieg können als äußere Anzeichen dieser Politik gelten.

Doch seit der Veröffentlichung jenes Artikels hat sich viel verändert. Die Hoffnungen, die die amerikanische Eindämmungspolitik an die innerpolitischen Folgen von Stalins Tod

geknüpft hatte, scheinen getrogen zu haben. Die Ablösung der sowjetischen Elite hat sich in einer Weise vollzogen, die das innere Gefüge des Staates und seine Machtstellung nach außen nicht beeinträchtigt haben.

Die Möglichkeit der Vereinigten Staaten, die öffentliche Meinung in der kommunistisch beherrschten Welt zu ihren



George F. Kennan

Gunsten zu beeinflussen, scheint durch die letzten innerpolitischen Entwicklungen in Amerika ebenfalls weiter abgenommen zu haben. Wenn Mr. X seinerzeit davor warnte, daß Unentschlossenheit, Uneinigkeit und Desintegration im Innern der Vereinigten Staaten den Kommunismus stärken und in Moskau neue Hoffnungen wecken würde, muß man heute um so betretener auf die innerpolitischen Auseinandersetzungen in den Vereinigten Staaten um die Gestalt MacCarthys und die Uneinigkeit und Unentschlossenheit der westlichen Welt blicken.

Der Wechsel der amerikanischen Regierungspartei hat inzwischen die Kontinuität der amerikanischen Außenpolitik unterbrochen und die Fortsetzung der Containment-Politik überhaupt in Frage gestellt. Mr. X ist jetzt in Frankfurt. Sein wirklicher Name ist George F. Kennan. Er kommt vom Institute for Advanced Studies in Princeton, N. J., war früher US-Botschafter in Moskau und wird vier Gastvorlesungen an der Frankfurter Universität im Rahmen des Instituts für Politische Wissenschaft über die Geschichte der amerikanisch-sowjetischen Beziehungen halten. Sie finden am Mittwoch, den 14., Freitag, den 16., Mittwoch, den 21. und Freitag, den 23. Juli 1954, jeweils von 11—13 Uhr, c. t., im Hörsaal des Amerika-Instituts, Kettenhofweg 130, statt. Mr. Kennan selbst hat inzwischen sein Amtszimmer im amerikanischen Außenministerium endgültig mit einer Studierstube im „Institute for Advanced Studies“ in Princeton vertauscht, von wo er mit der gleichen Beklemmung die Politik seiner Nachfolger verfolgen mag, wie einst Bismarck in Friedrichsruh, der zusehen mußte, wie sein in langer mühevoller Arbeit aufgebautes politisches System durch das Unverständnis seiner Nachfolger zerstört wurde.

J. Fürstenau

## Kirche im Dorf

Durch die Verquickung von konfessionellen und politischen Fragen ist im Gewissen vieler Protestanten eine Verwirrung entstanden, die durch zwei Ereignisse der jüngsten Zeit noch vergrößert worden ist. Fast zur gleichen Zeit nämlich als in der Evangelischen Akademie Bad Boll Katholiken und Protestanten sich über die „Zusammenarbeit der Konfessionen im Staat“ unterhielten, trat der in evangelischen Kreisen bekannte Theologe Hermann Strathmann, Erlangen, mit der Erklärung aus der CDU aus, in dieser Partei sei eine solche Zusammenarbeit nicht möglich.

Nun wurde zwar in Bad Boll aus beiden Konfessionen heraus behauptet, es seien „christentumsfeindliche Kräfte“, die die politische Union der Christen störten, aber solange diese Behauptung mit so vieldeutigen und agitatorischen Begriffen wie „Liberalismus“ und „Materialismus“ begründet wird, ist sie zu oberflächlich, um ernst genommen zu werden.

Um so ernster sollte jeder den aus politisch-materiellem Zweckdenken angestrebten Versuch nehmen, mit politischen Mitteln die vierhundertjährige Glaubensspaltung beseitigen zu wollen, die katholische und kommunistische Geschichtsschreiber für das traurige politische Schicksal Deutschlands

verantwortlich machen. Denn diese Liaison politischer Interessen mit dem Gehalt der christlichen Botschaft ist eine Kompromittierung des christlichen Glaubens, die eine ebenso kritische Würdigung verdient, wie die in Bad Boll zitierte Krise der Konfessionen selbst.

Man hatte dort den Eindruck, daß gleichsam unter der Hand für den im Thema des Gesprächs genannten Staat die CDU substituiert wurde. Und man fragt sich, wie solche Einengung des Blicks zum genius loci Bad Bolls paßt. Denn dort versammelten sich 1848, nachdem das Frankfurter Parlament gescheitert war, die letzten liberal Gesinnten zum Boller Rumpfparlament, bis sie von der Polizei der Konservativen auseinandergetrieben wurden. Und vielleicht noch mehr ist der Geist des Ortes durch die weltoffene Frömmigkeit jener beiden Pfarrer, der Blumhardts, bestimmt worden, von denen der eine als Abgeordneter im württembergischen Landtag von 1900 bis 1906 auf den Bänken der Sozialdemokraten saß.

Der Höhepunkt und die Würze des Boller Konfessionsgesprächs war zweifellos das Auftreten des Bundeskanzlers, der die Gelegenheit benutzte, um in großen Zügen die Gefahren aufzuzeigen, die dem freien Europa vom östlichen Materialismus drohen. Wenn das streng genommen gar nicht zum Thema der Veranstaltung paßte, so ist es doch bezeichnend dafür, wie leicht heute ernsthaftige Versuche der Besinnung am Wesentlichen vorbeigesteuert werden können. Der Bundeskanzler wünschte in seiner Rede eine bessere Sachkenntnis der Theologen auf dem politischen, sozialpolitischen und wirtschaftlichen Gebiet, und es wäre in der Tat zu wünschen gewesen, daß auf der protestantischen Seite qualifizierte theologische Vertreter — und die gibt es ja — das Gespräch aus der apologetischen und parteilichen Einseitigkeit herausgerissen hätten, nicht zuletzt, um den vielen fragenden Protestanten ein Vorbild evangelischer Freiheit zu geben.

G. Mehnert



### DAS SIEGEL

ist seit altersher ein Kennzeichen für die Echtheit. In gleichem Sinne bürgt auch unsere Schutzmarke für die stets zuverlässige Qualität aller unserer Erzeugnisse.

FARBWERKE HOECHST AG.

vormalig Meister Lucius & Brüning  
Frankfurt (M) - Hoechst



# VEREINIGUNG VON FREUNDEN UND FÖRDERERN DER JOHANN WOLFGANG GOETHE - UNIVERSITÄT E. V.

## Ordentliche Mitgliederversammlung für das abgelaufene Geschäftsjahr 1953

Die Vereinigung von Freunden und Förderern der Johann Wolfgang Goethe-Universität Frankfurt am Main e. V. hat durch den Vorsitz der Vorstandes, Herrn Dr. H. W. Schmidt-Polex, München, zu ihrer diesjährigen ordentlichen Mitgliederversammlung auf Freitag, den 16. 7. 1954, 17.30 Uhr, in den Senats-sitzungssaal der Universität, Frankfurt am Main, Mertonstraße 1, I. Stock, eingeladen.

Die Tagesordnung umfaßt die Punkte:

1. Entgegennahme des Geschäftsberichtes über das abgelaufene Geschäftsjahr (Kalenderjahr 1953);
2. Abnahme der Jahresabrechnung und Erteilung der Entlastung;
3. Neuwahl des Vorstandes;
4. Neuwahl des Beirates;
5. Neuwahl des Rechnungsprüfers;
6. Verschiedenes.

Nach Begrüßung der anwesenden Mitglieder durch den Vorsitzenden wird zu Punkt 1 und 2 durch den Geschäftsführer, Herrn Dr. Fritz Scheller, der untenstehende Geschäftsbericht vorgelesen.

Zu Punkt 3 und 4 wird die Wiederwahl der bisherigen Vorstands- und Beiratsmitglieder empfohlen.

Zu Punkt 5 die Wiederwahl des bisherigen Rechnungsprüfers.

Zu Punkt 1 der Tagesordnung:

### Geschäftsbericht

#### über das abgelaufene Geschäftsjahr (Kalenderjahr 1953)

Die letzte ordentliche Mitgliederversammlung fand am 6. November 1953 statt. Damals wurde über das Geschäftsjahr 1952 berichtet. Die diesjährige ordentliche Mitgliederversammlung liegt wie bisher satzungsmäßig in der 2. Hälfte des Kalenderjahres, ist jedoch mit ihrer Vorverlegung in den Monats Juli näher an das Ende des abgelaufenen Geschäftsjahres herangerückt und gewinnt dadurch an Aktualität.

In der letzten Mitgliederversammlung wurde eingehend über die damals abgelaufenen 10 Monate des Kalenderjahres 1953 berichtet, so daß der heutige offizielle Bericht praktisch nur eine Wiederholung der im November vorigen Jahres gegebenen vorläufigen Berichterstattung darstellt.

Zum Berichtsjahr 1953 ist abschließend folgendes zu sagen:

Das Jahr 1953 stand im Zeichen der im Mai dieses Jahres auf dem Goetheplatz in Frankfurt veranstalteten großen Tombola-Lotterie. Diese mit zahlreichen gesellschaftlichen Veranstaltungen verbundene Großaktion zugunsten der Universität erbrachte uns einen sehr ansehnlichen finanziellen Erfolg, der zahlenmäßig in der nachstehenden Ertragsrechnung ausgewiesen wird.

An Sonderveranstaltungen sind noch zu nennen: Das Bankett, welches im Juni 1953 anlässlich der Einweihung des Studentenhauses unter Teilnahme des Herrn Bundespräsidenten Heuss im Festsaal der Handelskammer stattfand und eine glanzvolle und würdige Kundgebung für die Universität und unsere Vereinigung darstellte.

In das Berichtsjahr fielen auch die Feierlichkeiten anlässlich des 99. Geburtstages von Paul Ehrlich am 14. 3. 1953 zusammen mit der Wiederaufbaufeier des Paul-Ehrlich-Institutes. Den Paul-Ehrlich-Preis erhielt im Jahre 1953 der Leiter des Max-Planck-Institutes in Tübingen, Herr Professor Dr. H. Butenandt.

Was die Werbetätigkeit betrifft, so konnten wir mit Genug-tung feststellen, daß unsere Vorstands- und Beiratsmitglieder sich an Hand einer von uns zusammengestellten Liste in zahl-reichen Fällen mit persönlichen Schreiben an Freunde und Be-kannte gewandt haben, wodurch es gelungen ist, eine große Anzahl neuer Mitglieder zu werben. Wir möchten bei dieser Gelegenheit wiederholt auf die Notwendigkeit persönlicher Wer-bung verweisen und Sie bitten, alle Ihre persönlichen Beziehun-gen einzuschalten, um unserer Vereinigung die so dringend not-wendige Erweiterung und Stärkung hinsichtlich Mitgliederzahl und Finanzkraft zu vermitteln.

Zu Beginn des Jahres hatten wir 402 zahlende Mitglieder, davon 311 Einzelmitglieder  
91 Firmenmitglieder.

Am Ende des Geschäftsjahres 1953 hatten wir einen Bestand von 460 Mitgliedern,

davon 357 Einzelmitglieder  
103 Firmenmitglieder  
im ganzen mithin ein Zuwachs von 58 Mitgliedern.

Ferner haben uns im Berichtsjahr 1953 17 Förderer mit Spen-den bedacht (1 Einzelperson und 16 Firmen).

An Mitgliedsbeiträgen gingen ein (einschl. Spenden) DM 48 808,75

Zinsen und Wertpapiererträge ohne Kursgewinne erbrachten DM 3 199,90

Verfügbare Barmittel des Berichtsjahres 1953 DM 52 008,65

Außerordentliche Einnahmen aus der Tombola-Lotterie erbrachten rein netto DM 323 258,94

DM 375 267,59

Aus dem laufenden Etat konnten wir im Berichtsjahr an Zu-wendungen lt. Anlage a) DM 51 344,— verteilen.

Aus dem Tombola-Erlös wurden lt. Anlage b) verteilt bzw. zur Verteilung bereitgestellt DM 215 000,—. Der Rest wurde in erst-klassigen Anlagewerten angelegt, um durch deren Zinsertrag die laufenden Etatmittel zu stärken.

Die im Berichtsjahr gegebenen Zuwendungen sind im einzel-nen auch im Prüfungsbericht aufgeführt. Sie entsprechen den Bestimmungen der Satzung und haben sich auf einen größeren Kreis von Empfängern im Rahmen der Universität verteilt.

Daß eines unserer Firmenmitglieder wie bisher, so auch im ver-gangenen Berichtsjahr unentgeltlich die Geschäftsführung unserer Vereinigung stellte, bedeutet für uns eine zu hohem Dank ver-pflichtende, nachhaltige und wertvolle Unterstützung, die zahlen-mäßig hier nicht zum Ausdruck gebracht wurde.

Über die Weiterentwicklung in den verfloßenen 6 Monaten des laufenden Geschäftsjahres wird im Anschluß an Punkt 2 der Tagesordnung berichtet.

Punkt 2 der Tagesordnung:

### Jahresabrechnung

Die Bilanzierung auf den 31. 12. 1953 umfaßt im Berichtsjahr auch die gesamte Kapitalvorgänge aus der Tombola-Lotterie.

Gegenüber einem Bilanz-Reinvermögen per 31. 12. 1952 von DM 85 039,11

ergibt der Stand zum 31. 12. 1953 ein Rein-vermögen von DM 259 527,30

also eine buchmäßige Vermögensvermehrung von DM 174 488,19

Die, wie im Vorjahre, wiederum ansehnliche Steigerung des Bilanzvermögens resultiert in der Hauptsache aus dem nicht ver-teilten Rest des Tombola-Erlöses, ferner aus noch vorhandenen Mitteln des laufenden Etats und schließlich nicht zuletzt aus den Kurssteigerungen unserer Wertpapiere, insbesondere der im Ver-mögen der Vereinigung zugunsten des Paul-Ehrlich-Fonds ver-walteten Aktien der Farbwerke Höchst und sonstigen I. G.-Nach-folger.

An Mitgliedsbeiträgen und Spenden sind im Berichtsjahr im einzelnen vereinnahmt worden:

357 Beiträge von Einzelpersonen DM 8 249,—

103 Beiträge von Firmen DM 22 235,—

1 Spende von Einzelpersonen DM 20,—

17 Spenden von Firmen DM 18 304,75

zusammen Beiträge und Spenden im Gesamtwert von DM 48 808,75

Neben der Erhöhung der Einnahmen durch direkte zweckge-bundene Spenden haben sich auch die laufenden Beiträge im Berichtsjahr wesentlich erhöht. Zu diesen Einnahmen kommen noch die Zinsen aus Bankguthaben, festverzinslichen Wertpapie-ren und die Dividendenerträge aus unserem Aktienbesitz.

Über den Abschluß zum 31. 12. 1953 liegt der Prüfungsbericht der Allgemeinen Revisions- und Verwaltungs-AG. (Alrevisio) vom 4. Juni 1954 vor, der auf Wunsch bei der Geschäftsführung ein-gesehen werden kann.

Zur Einsichtnahme für unsere Mitglieder und Interessenten wird der vorliegende Geschäftsbericht für das Berichtsjahr (Ka-lenderjahr 1953) in der Juli-Nummer der Frankfurter Studenten-zeitung DISKUS veröffentlicht.

### Vorbericht über das laufende Geschäftsjahr 1954

In den abgelaufenen 6 Monaten des laufenden Geschäftsjahres 1954 hat sich die Gesamtzahl unserer Mitglieder und Förderer vom Stand 1. 1. 1954 mit 460

auf zur Zeit 620 erhöht,

mithin ist ein weiterer Mitgliederzuwachs von 160 zu verzeichnen.

In den Berichtsabschnitt I. Halbjahr 1954 fallen drei größere Veranstaltungen:

Einmal der Vortrag des Herrn Dr. h. c. Richard Merton über „Aktuelle Wirtschaftsfragen“ mit anschließendem Abendessen in der Gesellschaft für Handel, Industrie und Wissenschaft am 12. 2. 1954 und zum anderen die großen Feierlichkeiten in der Zeit vom 13.—16. 3. 1954 zum 100. Geburtstage der beiden großen Forscher Paul Ehrlich und Emil von Behring, die mit zahlreichen Veranstaltungen in Frankfurt und Marburg begangen wurden. Veranstalter waren die beiden Universitäten Frankfurt am Main und Marburg a. d. Lahn und das Paul-Ehrlich-Institut. Bei dieser Gelegenheit wurde auch die aus dem Paul-Ehrlich-Fonds gestiftete goldene Paul-Ehrlich-Plakette als Paul-Ehrlich-Jubiläumspreis an den Forscher und Gelehrten Professor Dr. Chain, Rom, verliehen. Auch diese Feierlichkeit gestaltete sich zu einer Großkundgebung, an der unsere Vereinigung und der Stiftungsrat der Paul-Ehrlich-Stiftung in besonderem Maße be-teiligt waren.

Am 28. Juni 1954 sprach auf Einladung unseres Vorsitzers im Festsaal des Studentenhauses vor einem großen Hörerkreis Herr Prof. Dr. jur., Dr. phil. Albert Halm, New York, zum Thema: „Bemerkungen zur Amerikanischen Konjunkturlage“. Nach die-sem Vortrag fand, wie gewöhnlich nach solchen Veranstaltungen, ein zwangloses Beisammensein mit Abendessen in den Räumen der obigen Gesellschaft statt.

Die allmonatlich vom Orient-Institut veranstalteten wissen-schaftlichen Vorträge haben sich in unserem Mitgliederkreise zahlreiche Freunde erworben, und wir hoffen, durch Verein-barung mit anderen wissenschaftlichen Organisationen unseren Mitgliedern weitere ähnliche Vorträge vermitteln zu können.

Unsere wissenschaftlichen und gesellschaftlichen Veranstal-tungen sind jeweils mit einer intensiven Werbung verbunden und bringen uns laufend neue Mitglieder. Wir hegen die Hoffnung, im laufenden Jahre weitere Erfolge unserer Arbeit zu sehen.

### Rechtswissenschaftliche Fakultät:

Prof. Dr. jur. Hermann Mosler hat den Ruf auf den Lehrstuhl für Völkerrecht und ausländisches öffentliches Recht an der Universität Heidel-berg und die Berufung zum Direktor des Max Planck-Instituts für aus-ländisches öffentliches Recht und Völkerrecht in Heidelberg angenommen. Lehrbeauftragter Rechtsanwalt Dr. jur. Benvenuto S a m s o n ist zum Honorarprofessor für Urheber-, Erfinder- und Wirtschaftsrecht (insbesondere der Ostzone) ernannt worden.

Der Präsident der Oberfinanzdirektion Frankfurt am Main, Ernst Beck, Wiesbaden, hat einen Lehrauftrag für Steuerrecht erhalten.

### Medizinische Fakultät:

Anlässlich der 75. Tagung der Südwestdeutschen Dermatologenvereinigung am 8. 5. 1954 wurde die neugestiftete Karl-Herzheim-Plakette als erstem dem Rektor der Johann Wolfgang Goethe-Universität, Prof. Dr. Dr. Oscar Gans verliehen.

Privatdozent Dr. Lothar W e n d t (Innere Medizin) wurde zum außer-planmäßigen Professor ernannt.

### Philosophische Fakultät:

Der außerordentliche Professor Dr. Walther Kienast (Mittlere und neuere Geschichte) wurde zum ordentlichen Professor ernannt.

Dr. Heinz M u n d i n g erhielt einen Lehrauftrag für „Lateinische Sprach- und Stilübungen“.

### Naturwissenschaftliche Fakultät:

Privatdozent Dr. Bernhard M r o w k a (Theoretische Physik) wurde zum außerplanmäßigen Professor ernannt.

### Wirtschafts- und Sozialwissenschaftliche Fakultät:

Dr. Heinrich Hartwig erhielt die venia legendi für das Fach Statistik.

### Veranstaltungen

der Katholischen Studentengemeinde im Monat Juli

Montags:

19.15 Uhr: Studentische Glaubensschule in der Kapelle.

20.15 Uhr: P. Prof. Dr. Stenzel SJ Frankfurt am Main: „Dogmatik II“;

P. Prof. Dr. Loosen SJ Frankfurt am Main: „Dogmatik III“

Dienstags, 20 Uhr, vierzehntägig Studentinnenkreis im kleinen Clubr.

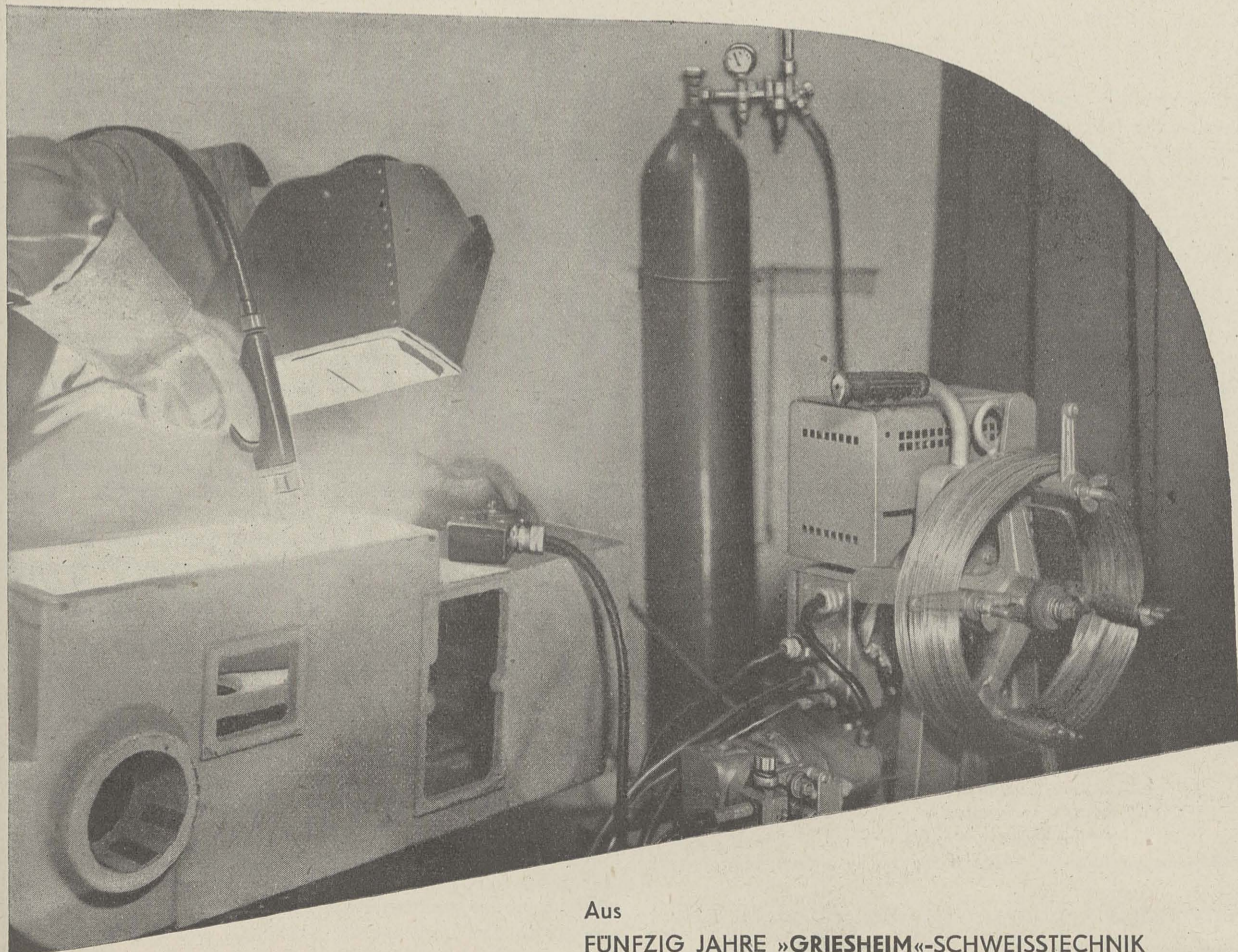
Dienstags, 20 Uhr, vierzehntägig, Philosophischer Arbeitskreis:

„Sein und Mensch“. Leiter: Pater Dr. Hollenbach SJ.

Ort: Im Trutz 55.

Jeden Mittwoch, 20 Uhr, Sozialwissenschaftlicher Arbeitskreis. Semester-thema: „Einführung in die Katholische Soziallehre.“

Freitags, 20.15 Uhr, offener Abend des Studentenfarrers im Großen Clubraum.



Aus  
FÜNFZIG JAHRE »GRIESHEIM«-SCHWEISSTECHNIK



**KNAPSACK - GRIESHEIM**  
AKTIENGESELLSCHAFT  
**Werk Griesheim-Autogen**  
FRANKFURT AM MAIN

Bei dem auch mit Argon als Schutzgas arbeitenden Sigma-verfahren wird der Lichtbogen zwischen dem Werkstück und dem abschmelzenden, kontinuierlich zugeführten als Elektrode dienenden Schweißdraht gebildet. Die hohe Abschmelzleistung und die damit verbundene hohe Schweißgeschwindigkeit machen dieses Verfahren außergewöhnlich wirtschaftlich

## Zwei Zuschriften

Auf Grund der Stellungnahme des CC durch Herrn Heinz Kraus im DISKUS V/54 zu den Ereignissen im Studentenhaus am 28. Mai unter der Überschrift „Der Freiheit eine Gasse“ sehe ich mich im Namen des Film-Studio zu folgender Erklärung veranlaßt:

Das Film-Studio hat sich an der Demonstration am 28. Mai im Studentenhaus nicht beteiligt; es wurden lediglich Filmaufnahmen für die Semesterschau gemacht.

Das Film-Studio ist bisher zu Aufnahmen noch nie „gerufen“ worden. Wenn wir auf „Rufe“ warten wollten, hätten wir noch keinen Meter Film an dieser Universität gedreht, geschweige denn eine Semesterschau herstellen können. Wir legen auf „Rufe“ auch keinen Wert. Über Einladungen freuen wir uns jedoch und filmen dann auch nach Lage der Dinge.

Bei bestimmten Ereignissen, die unseres Erachtens für die ganze Studentenschaft von Interesse sind, werden wir aber nie den Versuch unterlassen, Aufnahmen zu machen nach den üblichen Gepflogenheiten der Filmberichterstattung.

Die Tatsache, daß unser Kameramann am 28. Mai gegen den Willen des Prorektors im Festsaal filmen wollte, ist auf ein Mißverständnis zurückzuführen, das wir bedauern.

In diesem Zusammenhang aber erstens von einer Lüge zu sprechen und zweitens das Film-Studio als geistige Waffe der Demonstranten zu bezeichnen, müssen wir entschieden zurückweisen.

Außerdem muß hier festgestellt werden, daß jeder, der nur ein wenig Ahnung von der Fotografie hat, weiß, daß Filmaufnahmen unter den gegebenen Lichtverhältnissen im Festsaal unmöglich sind, auch durch die Luken des Vorführsaales!

Ich bedaure sehr, daß Herr Kraus durch seine wahrscheinlich in verständlicher Aufregung entstandenen Formulierungen zu Schlußfolgerungen gekommen ist (Minenleger!), die zu weiteren Mißverständnissen führen müssen, zumal über das Film-Studio, eine studentische Vereinigung, in der sowohl korporierte als auch nicht korporierte Studenten Mitglied sind und auch im engeren Kreis sehr gut zusammenarbeiten.

Herr Kraus hat das in einer Aussprache anerkannt und wollte selbst eine Berichtigung schreiben.

Ich darf Sie deshalb bitten, mein vorsorgliches Schreiben nicht zum Abdruck zu bringen, wenn Herr Kraus sein Versprechen einlöst.

Karl Heinz Reitzlein  
1. Vorsitzender

### Farbentragen in der Öffentlichkeit

Wer sich zur Demokratie bekennt, soll seine Demokratie wagen, und wer für Toleranz eintritt, soll seine Toleranz wagen. Aus diesem Gedanken könnte man dem Beschluß des Frankfurter Studentenparlamentes zustimmen, in dem der Senat gebeten wird, die ablehnende Haltung des Senats und vieler Studenten in die Frage des Farbentragens von Verbindungen in der Öffentlichkeit erneut zu überprüfen. Was aber spricht andererseits für dieser Frage?

Die Studentenschaft hat ein Recht darauf, daß das Bild, das die Öffentlichkeit sich von ihr macht, daß ihr öffentliches Ansehen der Wirklichkeit entspricht. In dem Augenblick aber, in dem der farbentragende Student in der Öffentlichkeit auftaucht, prägt er in beherrschendem Maße die öffentliche Meinung vom Studenten, auch wenn er es nicht wollte. Es geschähe von selbst, da der freie Student nur in besonderen Fällen zu erkennen ist. Man sieht den Korporationsstudenten und bildet sich eine Ansicht: So sieht ein Student aus, das ist der Lebensstil des Studenten, diese Auffassungen vertreten die Studenten. Der nichtkorporierte Student hat aber ein Interesse daran und kann mit Recht verlangen, in gleichem Maße wie der Verbindungsstudent, das Ansehen der Studentenschaft in der Öffentlichkeit zu vertreten. Schließlich sind von 6000 Studierenden an unserer Universität nur ca. 10% in einer farbentragenden Verbindung. Die Studentinnen, die etwa 20% ausmachen, werden durch sie sowieso nicht vertreten.

Besonders schwerwiegend ist, daß weite Kreise der Öffentlichkeit bereits aus früherer Zeit ein ablehnendes Urteil über das Korporationsstudententum haben. Der heutigen Studentenschaft werden sie vorwerfen, daß sie sich von neuem zu dem früheren Korporationsgeist bekennen, der sich in vielem nicht gut ausgewirkt habe. Der Mann auf der Straße wird die heute bestehenden Verbindungen alle gleich beurteilen und wird auch keinen Unterschied zwischen ihnen und den Korporationen der Vergangenheit machen. Wer das für belanglos hält, braucht sich nur das Maiheft der Zeitschrift „Life“ anzusehen, um sich eines Besseren belehren zu lassen. Für die freie Studentenschaft gibt es kein wirksames Mittel, sich öffentlich von den Korporationen zu distanzieren, obwohl sie daran ein berechtigtes Interesse hat.

Noch etwas anderes kommt hinzu. Die jüngere deutsche Geschichte hat der heutigen Studentengeneration klare Erkenntnisse darüber gebracht, wie stark der Sog von Gruppen ist, die sich durch auffällige Symbole — Uniformen, Mützen etc. — von den gewöhnlichen anonymen Sterblichen unterscheiden wollen. Außerdem treten nur allzuleicht die Symbole an die Stelle des Symbolisierenden, des Ideals oder des ursprünglichen Sinns, anstatt nur Sinnbild zu sein, und fordern Achtung aus sich heraus ohne ersichtlichen Grund. Das aber widerspricht dem forschenden, selbständig-kritischen Denken, zu dem die Universität erziehen will, und läßt sich mit dem Wesen des Studenten nicht vereinbaren. Man darf die Gefahr der Eigengesetzlichkeit auffälliger Symbole nicht verniedlichen.

Ihre Tradition nimmt den Korporationen niemand, niemand hindert sie, ihre Symbole bei ihren Veranstaltungen zu tragen; die Unannehmlichkeit, auf dem Wege dorthin die Farben verdeckt zu tragen, ist unerheblich, und daß man seinen Bundesbruder schon von weitem auf der Straße erkennt, erscheint auch nicht sehr wichtig. Man kann dem Senat das Recht nicht ab-

sprechen, die Studentenschaft in ihren verschiedenen Gruppierungen zur Mitwirkung allgemeiner studentischer Interessen zu verpflichten. Es hat sich leider gezeigt, daß die Besorgnis des Senats begründet war, als er sich bei der Zulassung der Verbindungen nicht mit der Zusicherung, das Farbentragen in der Öffentlichkeit zu unterlassen, zufrieden gab, sondern es ihnen zur Auflage machte. Wünschenswert nur, daß er auch für Einhaltung seiner Forderung sorgte. Noch wünschenswerter wäre allerdings, daß die Verbindungen von sich aus auf ihre Mitglieder einwirkten, sich an die Abmachungen zu halten. Daß sie das nicht tun, spricht nicht für ihre demokratische Einsicht.

Hans Lehmann-Dronke

## Ehrendoktor für Leipziger Professor



In dem Festakt zur Eröffnung des diesjährigen Universitätsfestes wurden zahlreiche akademische Ehrungen vorgenommen. Auf Grund eines einstimmigen Beschlusses der Rechtswissenschaftlichen Fakultät der Frankfurter Universität, wurde Herrn Prof. Dr. Dr. Albrecht aus Leipzig die Würde eines Dr. jur. h. c. zuerkannt. Unser Bild zeigt die Übergabe der Ehrenurkunde durch Prof. Dr. Erler.

## Couleur — Elite?

Ein Diskussionsbeitrag von Prof. Franz Böhm MdB.

Man hat die Frage an mich gerichtet, welche anderen Formen der Gesellung und der Vereinigung außer dem Vorbild der alten Korporationen den Studenten etwa noch zur Verfügung stünden. Ich kann gerade über diesen Punkt nichts sagen, denn die Entwicklung neuer, lebendiger Formen ist keine Frage akademischer Auseinandersetzungen und Rezeptionen, sondern ist eine Frage des praktischen und frischen Versuches. Das ist gerade das Rühmliche in der alten Geschichte, insbesondere auch der Burschenschaftsbewegung, aber auch der Landsmannschaften usw., daß sie tatsächlich initiative Gründungen der Studenten und nicht der Professoren waren, und ich wundere mich außerordentlich darüber, daß man auch die Initiative von Studenten — also doch ziemlich erwachsenen Exemplaren der Gattung Mensch — ausgerechnet noch von den Professoren verlangt und der Meinung ist, daß die Universität versagt hat.

Sie müssen das Gefühl von sich selber haben, daß sie mitgestaltend sind an der neuen Zeit und dürfen nicht immer abwarten. Meine Herren, da gehört eben Murr in die Knochen!

Wenn heute irgendwelche Studenten den Beschluß fassen würden, daß sie sich farbige Bänder und Mützen beilegen, Mensuren schlagen oder irgend etwas derartiges machen wollten, was es nie gegeben hat, dann hätte kein Mensch gegen ein solches Unterfangen auch das Mindeste einzuwenden. Die Korporationsfrage ist aber nur deshalb ein Problem, weil es sich um ein geschichtliches Phänomen handelt, und es geht heute darum, ob wir nach 1945 diese Geschichte wieder aufwärmen sollen oder nicht.

Von den Alliierten nach der Besetzung, und namentlich von den Amerikanern, sind die farbentragenden Verbindungen mit dem Nationalsozialismus in einen Topf geworfen worden. Das ist natürlich der bare Unsinn, und wir haben den Amerikanern von allem Anfang an erklärt, und ihnen immer wieder klarzumachen versucht, daß das eine vollständig irr tümliche Annahme war. Die NSDAP bekämpfte die farbentragenden Korporationen als eine reaktionäre Erscheinung. In den verhältnismäßig seltenen Fällen, in denen aktive Nationalsozialisten unter den Verbindungsstudenten waren, sind sie in der Regel aus den Verbindungen ausgetreten und haben mit ihrem Abschiedsschreiben ihrem Bund den Vorwurf gemacht, daß er dem großen nationalen Anliegen des Führers Adolf Hitler lau und ohne Aktivismus interesselos gegenüberstünde. Wenn dann später die NS-Marschkolonnen durch die Straßen marschiert sind, und das Lied gesungen haben, „Es zittern die morschen Knochen der Welt vor dem großen Krieg“, dann haben sie auch die farbentragenden Verbindungen unter die zitternden, morschen Knochen eingereiht. Und leider haben sich die Verbindungen in den ihnen nunmehr bevorstehenden Prüfungen zum großen Teil als zitternde und morsche Knochen auch wirklich betragen. Die Verbindungen können zu ihrer Entschuldigung sagen, daß sie sich in dieser Beziehung von dem übrigen Teil der nicht national-

## MAN KANN ES AUCH UNIVERSITÄTSFEST NENNEN

Nach dem Krieg versuchte man, an unserer Universität jährlich ein größeres Fest zu veranstalten — es sollte eine Tradition entwickelt werden, ja sogar der Zeitpunkt des Festes wurde fast auf den Tag genau bestimmt. Mit den Traditionen aber hat es seine eigene Bewandnis, man kann sie pflegen, verdammen, am schwersten wohl aufheben, aber konstruieren kann man sie sicher nicht. Wären sich die Veranstalter darüber klar gewesen, dann hätten sie sich sicher nicht auf die Tradition, nach St. Goar zu fahren, die Gewohnheit, den Ball in der Kongreßhalle und den einen oder anderen Vortrag zu besuchen, verlassen. Die 17<sup>1/2</sup> Zuschauer auf dem „Universitätsplatz“ sprachen für sich.

Die Routine der Veranstalter ist bis zu einem Punkt gestiegen, an dem es ihnen auch nichts mehr ausmacht, wenn die knapp 600 Kommilitonen in der ältesten Wagenklasse an den Rhein geschaukelt werden und sich dort auf einem dieses Jahr teuren Podium mit einer Tanzkapelle abfinden müssen, die am Schluß der einzelnen „Darbietungen“ nicht einmal zusammen fertig wurde. Der Asta-Vorsitzende Reiningger sprach in diesem Zusammenhang von „Volkstümlichkeit“. Dennoch glauben die Veranstalter, ein wirklich nettes und ansprechendes Fest organisiert zu haben — und darin liegt die Gefahr einer jeden von der Studentenschaft ausgehenden Bestrebung.

Soll im nächsten Jahr das „Universitätsfest“ auch nur besser werden können, dann müßte man mit dem Plakat beginnen. Dies rosa Weinglas versprach keinen guten Tropfen — und die überklebte offene Diskussionsfrage „Wer ist Akademiker?“ wird auch nach den Festen beantwortet werden:

Sage mir wie sie feiern — und ich sage dir wer sie sind.

gs

### Wir bedauern...

Die sehr angespannte Finanzlage des Asta erlaubte in diesem Semester keinen Zuschuß zu einem DISKUS-EXTRABLATT zu den Parlamentswahlen. Wir bedauern außerordentlich, daß dadurch Kandidaten und Wählern keine Möglichkeit zur Information gegeben werden konnte.

Die Redaktion

sozialistischen Deutschen kaum unterscheiden, und wir müssen das alle wieder gestehen, wir haben in der damaligen Zeit alle mehr oder weniger Angst gehabt. Eine unwürdige und blamable Angst, und beim Himmel — es war keine grundlose Angst.

Gut, wir hatten damals die Erfahrung noch nicht wie man sich einer terroristischen Bewegung gegenüber zu Wehr setzt, wir hatten nicht gelernt, wie man mit brutalen Kanailen umgeht, die sich hinter einer Wolke von sogenannten Idealisten tarnen, aber blitzartig und vernichtend zuschlagen, wo sie auf ernsthaften Widerstand treffen. Die Situation war uns noch völlig ungewohnt. Wir haben uns damals alle mehr oder weniger als die morschen, zitternden Knochen betragen, auch in Zeiten, in denen wir noch etwas hätten machen können. Wir sind immer ein paar Kilometer weiter zurückgewichen, als man es von uns verlangte, und Hitler hat bei jedem neuen terroristischen Schritt, den er unternahm, einen breiten Streifen Niemandsland, den wir bereits geräumt hatten, bei seinem Vorgehen gefunden. Aber auch die farbentragenden Verbindungen haben keine Ausnahme gemacht, auch sie haben sich wie die morschen, zitternden Knochen betragen. Was will ich damit sagen? Zunächst einmal, daß die sogenannte Korporationserziehung zu Mannesmut und Kameradschaftstreue den Belastungsproben des nationalsozialistischen Angriffs in gar keiner Weise gewachsen war. Das ist doch nun aber eine Erfahrung, über die man mindestens nachdenken muß. Ein Volk und Organisationen, die eine solche alarmierende Erfahrung gemacht haben, solches erlebt haben, die haben doch gewiß die verfluchte Pflicht und Schuldigkeit, sich Gedanken über ein so katastrophales Scheitern ihrer Ziele und Absichten zu machen und aus dem Erlebten die Folge zu ziehen, unseren Staat und unsere Gesellschaft so einzurichten, daß wir solcher Verführung in Zukunft gegenüber kugelfest sind.

Was aber haben wir statt dessen getan? Was tun wir heute? Wir ziehen den ganzen Laden wieder genau so auf, wie er gewesen ist. Mit ein paar schamhaften demokratischen und liberalen Verbrämungen vielleicht, aber im übrigen mit allem überlieferten Drum und Dran, mit dem unveränderten Comment mit den alten Zeremonien, mit den alten zackigen Phrasen und hochtönenden Redensarten von Mannesmut und Kameradschaftstreue, mit Bändern, Mützen und mit Mensuren und mit dem Bestehen von Gefahren, die im Grunde gar keine Gefahren sind, solange es in einem Volk Grundrechte gibt, vor denen wir aber in dem Augenblick alle kneifen, in dem es keine Grundrechte mehr gibt. Kaum, daß sich das Wetter wieder verzogen hat und in der Politik wieder mildere Lüfte wehen — spielen wir uns einfach ein Spiel vor, als sei das alles nie gewesen, als hätten wir gar keine Erfahrung gemacht, ja als hätten wir gar keinen Grund irgendwelche Erfahrungen zu machen oder irgendwelche Bilanzen zu ziehen. Stattdessen heißt es: Nun erst recht! Francofortia seis Panier, Allegoria alle wege! — Und darauf einen Dujardin! Und um alles dieses macht man einen Aufwand, als wenn es sich um heiligste Güter der Nation handelte, man kommt sich verfolgt vor, beklagt, daß man verkannt werde und tut beinah, als müßte man in die Katakomben gehen.

Nun, ich will ihnen noch etwas von jenen Zeiten der wirklichen Bedrohung erzählen. Eines Tages verlangten die Nationalsozialisten von den Korporationen sie sollten sich von ihren nichtarischen oder nichtarisch versippten oder freimaurerischen Bundesbrüdern und Alten Herren trennen. Es ist wahr — und die Gerechtigkeit gebietet es zu sagen: daß es einige Korporationen gegeben hat, die daraufhin sofort, am nächsten Tage, ihre Auflösung beschlossen haben. Aber die weitaus überwiegende Anzahl ging einen anderen Weg. Zuerst gaben sie eine hochtönende Erklärung ab, daß sie sich wie ein Mann vor ihre bedrohten Alten Herren und Kommilitonen stellen

(Fortsetzung auf Seite 7)

### Universitätsbuchhandlung

## BLAZEK & BERGMANN

Inhaber Dr. H. Bergmann

Frankfurt a. M., Goethestr. 1 · Tel. 93633 u. 95264

Sämtliche Fachbücher aus den Gebieten

Jura, Wirtschaftswissenschaften,

Medizin, Technik,

Naturwissenschaften

### Luise Pollinger

PAPIER · BUROBEDARF · DRUCKSACHEN  
Schreibmaschinen und Schreibmaschinen-Reparaturen

### KOLLEG-BEDARF

Füllhalter · Luxuspapiere · Geschenke  
Büro-, Zeichen- und Schulartikel

Füllhalter-Reparaturen innerhalb 24 Stunden in eigener Werkstatt

Frankfurt am Main, Bockenb. Landstr. 131

(nähest der Universität)

Fernruf 755 89

sagen über den gegenwärtigen Stand, sondern auch zuverlässige Voraussagen über künftige Entwicklungen ermöglichen. Sie sollten in zunehmendem Maße ihren Platz in der schulischen Lenkung, bei der Förderung der Begabten, in der Berufs- und Fachwahl und bei allen ähnlichen Fragen finden, bei denen es um wichtige Lebensentscheidungen geht.

Natürlich sind diese Tests nicht unfehlbar; sie bedürfen der Ergänzung durch weitere Beobachtungen und dürfen niemals allein ausschlaggebend für die Beurteilung sein. Nicht nur die Leistungen und Fähigkeiten, auch die Neigungen und Interessen eines Menschen müssen berücksichtigt werden; seine Ausdauer und Energie, das ganze dynamische Gefüge des individuellen Charakters sind von Bedeutung. Auch hier können bestimmte Testergebnisse wertvolle Fingerzeige geben, aber gerade hier bedarf jede Beurteilung der Ergänzung durch eine genaue Kenntnis der Vorgeschichte, des Werdeganges und anderer Umstände, die für ein Verständnis der Persönlichkeit entscheidend sind.

Eine kritische Betrachtung über die Möglichkeiten und Grenzen der modernen Testpsychologie wäre nicht vollständig, ohne wenigstens einige der methodologischen Bedenken zu erwähnen, die in Fachkreisen immer wieder laut werden, selbst dort, wo man der Testforschung wohlwollend gegenübersteht. Diese Kritik, die sich vor allem gegen die Handhabung bestimmter Arten von Tests richtet, hat eine lebhaft diskussion über den Wert und Unwert verschiedener Verfahren in Gang gebracht. Tests zur Untersuchung von psychischen Funktionen, Leistungen, Fähigkeiten und Interessen sind dabei offenbar viel weniger Gegenstand einer sachverständigen Kritik als bestimmte Arten von Persönlichkeitstests, vor allem wohl die Fragebogenmethoden und verschiedene Formen der ausdrucksanalytischen und projektiven Verfahren.

Fragebogen zielen auf Selbstzeugnisse des Befragten ab, der damit in die Lage versetzt wird, seine Antworten mehr oder minder bewußt zu kontrollieren oder intellektuell zu steuern. Fast stets findet sich daher auch eine weitgehende Korrelation zwischen der Zahl der auf diese Weise angegebenen „wünschenswerten“ Eigenschaften und dem Intelligenzgrad der Versuchspersonen. Selbst dann, wenn der Befragte am Resultat der Befragung nicht unmittelbar und vor allem nicht materiell interessiert ist, ergeben sich natürlich Schwierigkeiten, weil der zu einer wirklich relevanten Beantwortung erforderliche Grad von Bewußtheit, Einsicht und Selbstkritik kaum zu erwarten ist. Natürlich gibt es gute und schlechte Fragebogen — einige sind sogar außerordentlich geschickt angelegt und sehen scharfsinnige Kontrollen aller Art vor —, aber über die dem Verfahren eigentümliche Wesensschwäche können sie wohl kaum hinauskommen. Auch die Vorzüge der bequemen Handhabung und der leichteren statistischen Verarbeitung ändern daran nichts.

Verglichen mit solchen Fragebogen weisen die projektiven Verfahren zweifellos eine Reihe von entscheidenden Vorzügen auf. Infolge der geringen Vorstrukturierung der Testsituation ist dem Probanden meist genügend Gelegenheit zur Projektion gegeben — leider gilt das aber auch bis zu einem gewissen Grade für die Auswertung und Deutung durch den Psychologen. Der Proband projiziert in der Gestaltung, der Untersucher in der Deutung des Gestalteten. Diese Tests sind gleichsam an beiden Enden weit offen, und wenn man manche der auf solche Verfahren gestützten Charakterdiagnosen betrachtet, fragt man sich unwillkürlich: wer projiziert hier eigentlich mehr, der Untersuchte oder der Untersucher? Auf der Seite der Auswertung dürfte es sich dabei nur zum Teil um individuelle Faktoren handeln; vor allem wird wohl vielfach das Hineinprojizieren von bestimmten psychologischen Konzeptionen, Theorien, Annahmen usw. eine Rolle spielen, durch deren Brille der Untersucher die Produkte des Probanden betrachtet. Je nach Herkunft und „Schule“ des Beurteilers können die Deutungen daher recht verschieden ausfallen, während sich innerhalb der gleichen Gruppen oft eine verhältnismäßig gute Übereinstimmung findet. Der Wert einer bloßen theoretischen Plausibilität der Deutungen und die Beweiskraft weniger ausgewählter Einzelfälle wird dabei leicht überschätzt, während der statistisch gesicherte empirische Zusammenhang bestimmter Zeichen, Symbole, Reaktionen und Verlaufsgestalten mit bestimmten Persönlichkeitskategorien (Gültigkeitskriterien) vielfach allzu wenig Beachtung findet.

Es ist eine wissenschaftliche Grundregel, daß jede Aussage, ob sie sich nun auf Tests, systematische Beobachtungen, ausdruckspsychologische Verfahren oder andere Methoden gründet, nachprüfbar sein muß. Jedes diagnostische Verfahren muß daher gewissen Anforderungen genügen, und in diesem Zusammenhang sprechen wir vor allem von der Verlässlichkeit und der Gültigkeit eines Tests.

Das wichtigste Kriterium für die Brauchbarkeit jedes Testverfahrens ist natürlich seine Treffsicherheit oder Gültigkeit, d. h. seine diagnostische Relevanz. Selbstverständlich kann ein Test niemals gültig sein, wenn er nicht auch verlässlich ist; wenn die Ergebnisse von Beurteiler zu Beurteiler streuen, wenn ein und dieselbe Versuchsperson einmal so und ein anderes Mal so beurteilt wird, dann ist es einfach sinnlos, nach Anhaltspunkten für seine Gültigkeit zu forschen. Viel Scharfsinn ist bereits unnötig darauf verwandt worden, Betrachtungen über die mögliche diagnostische Bedeutung eines bestimmten Zeichens anzustellen, ohne daß der Versuch gemacht wurde, die Verlässlichkeit festzustellen, mit der dieses Zeichen bei verschiedenen Testuntersuchungen sich manifestierte. Wenn man die minutiös aufschlüsselnde Auswertungsmethode bei bestimmten charakterologischen Tests daraufhin einmal betrachtet, fällt sofort auf, daß einzelne Testsymptome, über deren diagnostischen Wert bereits heftige Streitgespräche geführt wurden, die erforderliche Verlässlichkeit schon deshalb nicht besitzen können, weil sie viel zu gering an Zahl sind.

Damit soll nicht gesagt sein, daß die Suche nach Anhaltspunkten für die Gültigkeit bestimmter, im Test sichtbar werdender Reaktionen des Probanden prinzipiell hinter die Bestimmung der Verlässlichkeit zurückzutreten habe. Im Gegenteil — brauchbare Gültigkeitskriterien sollten in immer zunehmendem Maße bereits Pate stehen bei allen einzelnen Schritten der Testkonstruktion. Soweit es aber nicht die funktionale Seite der Person betrifft, d. h. das Gebiet der Leistungs- und Begabungsprüfungen, steht die charakterologische Forschung heute vor dem Dilemma, daß sie wirklich hieb- und stichfeste, vom Testergebnis unabhängige Gültigkeitskriterien zur Kontrolle ihrer Aussagen noch nicht in ausreichendem Umfang aufweisen kann. Daher der schwankende Boden, daher die Unsicherheit, daher auch die Kritik an bestimmten Methoden der Persönlichkeitsforschung. Oft macht man sich nicht einmal die Mühe, die Verlässlichkeit eines charakterologischen Tests zu ermitteln, was im Grunde zu den Selbstverständlichkeiten gehören sollte. Selbst über den nun schon seit dreißig Jahren im Gebrauch befindlichen Rorschachtest sind derartige statistische Angaben, die übrigens fast durchweg aus dem Auslande stammen, noch spärlich. Im Hinblick auf die Gültigkeit sehen die Dinge vielfach noch trauriger aus — offenbar gibt es eine Reihe von Persönlichkeitstests, die nicht einmal mit hinreichender Sicherheit zwischen Gruppen von normalen Menschen und eindeutig pathologischen Fällen differenzieren.

So schließen diese Betrachtungen über den heutigen Stand der Testpsychologie mit einer gedämpften Note. Gleichzeitig wird aber auch die zunehmende Bereitschaft der modernen Forschung deutlich, kritische Maßstäbe an die eigene Arbeit anzulegen und den Wert ihrer Methoden einer strengen Kontrolle zu unterziehen. Vieles ist erreicht worden; viele Probleme sind noch ungelöst. Wenn der unbekümmerte Optimismus der zwanziger Jahre heute weithin einer nüchternen Besinnung Platz gemacht hat, so liegt das nicht zuletzt an den erzielten Leistungen und an einer fortschreitenden methodischen Entwicklung, die zu immer höheren Anforderungen führt und uns die Augen geöffnet hat für die Fragwürdigkeit des traditionellen Bezugssystems.

Noch ist ein weiter Weg zurückzulegen; von einer wirklich eingehenden und gesicherten Analyse der wichtigsten Faktoren, die dem menschlichen Verhalten zugrunde liegen, kann erst im Ansatz die Rede sein. Wer jedoch aus der offenbaren Unmöglichkeit, mit Hilfe von Tests allen subtilen Schattierungen, allen manifesten und latenten Möglichkeiten der Persönlichkeit gerecht zu werden, schlechthin auf die Sinnlosigkeit derartiger Hilfsmittel schließen will, dem sei in aller Bescheidenheit gesagt, daß bisher keine anderen psychologischen Methoden zur Verfügung stehen, die auch nur annähernd das Erreichen, was der rechte Test am rechten Ort heute bereits zu leisten vermag.

# Betrachtungen zur Kritik der Testpsychologie

Von Hans Anger

Schlägt man heute eine Illustrierte auf und findet wieder einmal einen „Test“ darin, der mit Hilfe von 15 Fragen angeblich eine Schnelldiagnose über bestimmte Charaktereigenschaften des Lesers ermöglicht, so ist man nicht einmal mehr erstaunt. Bezeichnenderweise werden diese Tests im Unterhaltungsteil der Zeitung abgedruckt, aber das Niveau der Produkte ist so beklagenswert, daß die meisten sich nicht einmal als einigermaßen amüsante Gesellschaftsspiele eignen. Man hat sich an solche fragwürdigen Fragebogen inzwischen ebenso gewöhnt wie an das unvermeidliche tägliche Horoskop, an die Sensationsberichte über unglaubliche hellseherische Leistungen und die kleine Anzeige des auf streng wissenschaftlicher Grundlage arbeitenden Graphologen (Dipl.-Psych.), der sich gegen Einsendung von 10,— DM und einer Schriftprobe erbötig macht, eine garantiert einwandfreie Charakter- und Schicksalsdiagnose zu liefern.

Haben Sie schon einmal in Ihrem Bekanntenkreise die harmlose Frage gestellt: „Was halten Sie eigentlich von Tests?“ — es ist erstaunlich, was dabei alles zutage kommen kann und wie fest und bestimmt die Ansichten vielfach sind, die zu diesem Thema vorgebracht werden. Man könnte fast den Eindruck gewinnen, als ob es sich um eine weltanschauliche Frage handle, die vielleicht besser in der Form „Glauben Sie an Tests?“ gestellt werden sollte, denn hier hat auch derjenige, der mit den Methoden der Psychologie bisher keine eigene Erfahrungen gemacht hat, oft sehr dezidierte Überzeugungen, hier wird bis zu einem gewissen Grade apriorisch geurteilt, hier spielen allgemeine Einstellungen und die verschiedensten persönlichen Faktoren, ja selbst nationale Vorurteile eine gewisse Rolle.

Das Urteil eines intelligenten Menschen, dessen Erfahrungen mit Tests sich auf einige der oben erwähnten Beispiele beschränken, ist leicht vorauszusehen. Besonders die amerikanische Psychologie steht vielfach in dem Rufe, mit einer geradezu naiven Fortschrittsgläubigkeit den irregeleiteten Versuch zu machen, alles, aber auch alles zu testen und dabei jenen hemdsärmeligen Pragmatismus zur Schau zu stellen, für den die Amerikaner ohnehin berühmt sind, jenen nur auf das Äußere und leicht Faßbare gerichteten Behaviorismus, dem das Gefühl für individuelle seelische Nuancen, für differenziertere psychische Vorgänge abgeht, und der dem abendländischen Denken, wie man sagt, so wesensfremd ist.

Da im Test oft prinzipiell ein Instrument für Massenuntersuchungen erblickt wird, bei dem bestenfalls eine grobe Einordnung in Typen oder reine Leistungsklassen erfolgen kann, fürchtet man den Verlust der Individualität des einzelnen, der dann nur noch als eine Art Kollektivwesen erscheint, seiner Einmaligkeit beraubt und reduziert auf das, was er mit den anderen Kollektivteilchen gemeinsam hat. Die Testpsychologie scheint auf diese Weise den Versuch zu machen, an die Stelle des einführenden Verstehens das statistische Denken zu setzen, ja gelegentlich wird sogar behauptet, die Statistik solle bei solchen Verfahren das Denken überhaupt ersetzen. Hinzu kommt bei vielen Menschen eine gefühlsmäßige Abneigung gegen quantifizierende Methoden, jedenfalls im Zusammenhang mit der Psychologie, gegen den Versuch, der Seele mit Maß und Zahl zu Leibe zu rücken, gegen die Profanierung, die in der Anwendung der Mathematik auf das Mysterium der Person zu liegen scheint. Diese Einwände sind angesichts des landläufigen Mißverständnisses über den eigentlichen Gegenstand der wissenschaftlichen Psychologie nicht verwunderlich. Aber auch innerhalb der Psychologie ist diese Haltung noch spürbar, zumal die Entwicklung der mathematisch-statistischen Verfahren in den letzten 30 Jahren einen solchen Aufschwung genommen hat, daß sie über das mathematische Verständnis des durchschnittlichen Psychologen, der darin keine spezielle Ausbildung genossen hat, bereits weit hinausgehen droht. Kein Wunder also, daß in der Statistik vielfach eine Mechanisierung und Schablonisierung des Denkens gesehen wird; und wenn man dann noch hört, daß Test-

ergebnisse gelegentlich unter Maschinenbenutzung, d. h. quasi automatisch ausgewertet und verarbeitet werden, so scheint dies der letzte Beweis einer Geisteshaltung zu sein, deren Kennzeichen Pseudoexaktheit, wissenschaftliche Naivität und irregeleiteter Ehrgeiz lauten.

Schon immer hat es so etwas wie eine praktische Menschenkenntnis gegeben, Versuche, die Menschen in verschiedene Typen einzuordnen und Aussagen über ihre Anlagen und Fähigkeiten, ihr Temperament, ihren Charakter, ihre Eignung für bestimmte Aufgaben und über die Ausprägung bestimmter seelischer Eigenschaften im Einzelmenschen zu machen. Im wesentlichen stützt sich die vorwissenschaftliche Menschenkenntnis auf die Beobachtung bestimmter Leistungen oder anderer Formen des äußeren Verhaltens, sowie auf eine Deutung des Ausdrucks, vielfach auch auf physiognomische Merkmale. Ganz gleich, wo hier das Schwergewicht liegt und welche diagnostische Bedeutung den verschiedenen Zeichen von verschiedenen Beobachtern beigemessen wird — die Unterschiede, die sich dabei ergeben, sind beträchtlich. Zweifellos gibt es einige ganz hervorragende Menschenkenner, Leute, die mit einer ans Unheimliche grenzenden Einfühlung ihre Urteile fällen. Die psychologische Diagnostik ist in ihren Händen zu einer Kunst geworden, die sie mit einem solchen Fingerspitzengefühl, einer so souveränen Eleganz handhaben, daß der Durchschnittspsychologe mit seinen Tests daneben bestenfalls wie ein braver Handwerker wirkt. Die Erfahrung lehrt jedoch, daß hervorragende Menschenkenntnis eine außerordentliche Seltenheit ist, und daß es ganz erhebliche Unterschiede in der dazu erforderlichen Begabung gibt.

Es besteht eine weit verbreitete Überzeugung — auch innerhalb der Psychologie finden sich Vertreter dieser Ansicht —, daß die Einfühlung, das individualisierende Eingehen auf den einzelnen Menschen, dieses unmittelbar verstehende Teilhaben am Fremdseelischen, gleichsam eine Art „participation mystique“ von seiten des Beobachters, der seelischen Wirklichkeit am nächsten sei, und daß das „Urverstehen“, das darin zum Ausdruck komme, den Idealfall und damit das Modell für die psychologische Diagnostik darstelle. Bei aller Hochachtung für die erstaunlichen Leistungen, die von einzelnen „geborenen“ Psychologen in dieser Hinsicht berichtet werden, gegen diese Art der Argumentation müssen entschiedene Bedenken angemeldet werden. Der Versuch, eine wissenschaftliche Charakterologie auf dem Prinzip der subjektiven, verstehenden Intuition aufzubauen ist nicht nur unrealistisch, weil er auf eine Überschätzung der eigenen Kräfte hinausläuft, er ist darüber hinaus gefährlich.

Die Gabe der Einfühlung ist sicherlich nicht allen Menschen in ausreichendem Maße gegeben; die überwiegende Mehrzahl dürfte in dieser Hinsicht nur mäßige Fähigkeiten besitzen. Das ist, entgegen der landläufigen Ansicht, auch unter den berufsmäßigen Psychologen nicht anders. Das hindert sie nicht, ausgezeichnete Wissenschaftler zu sein und sogar auf dem Gebiete der psychologischen Diagnostik Hervorragendes zu leisten. Natürlich ist hervorragende Menschenkenntnis eine außerordentlich wertvolle Sache für den Psychologen — vor allem wäre hier auch der Beruf des Lehrers zu nennen —, aber es ist eine Tatsache, daß immer nur Ausnahmen diese individualdiagnostische Begabung zeigen. Will man das Diagnostizieren aber auf diese wenigen beschränken, dann tauchen unüberwindliche praktische Schwierigkeiten auf. Wer soll die diagnostische Eignung beurteilen, wer kann sie dem einen zugestehen und dem anderen nicht, wer ist bereit, einem staatlich geprüften Psychologen zu bescheinigen, daß es mit seiner praktischen Menschenkenntnis leider nicht weit her ist?

Offenbar ist die subjektive Beurteilung meist von einem so starken Evidenzerlebnis begleitet, daß man selbst durch wiederholte schwere Irrtümer nicht leicht eines besseren zu belehren ist. Solange aber objektive Maßstäbe fehlen, solange das Evidenzgefühl des Beurteilers das entscheidende Krite-

rium bleibt, solange eine Deutung also genau so viel wert ist wie eine andere, ist für die Wissenschaft nicht viel gewonnen. Der Scharlataner wäre Tür und Tor geöffnet — ein Zustand, der gar nicht so hypothetisch ist, wie er sich vielleicht anhört. Auch heute noch gibt es die Ansicht, daß jedes Streben nach Exaktheit in der Charakterologie unglücklicher Ehrgeiz, daß auch in der Testpsychologie letztes Endes nur die Intuition entscheidend sei. Wir dürfen uns nicht wundern, wenn von anderer Seite darauf der Vorwurf der „Testmythologie“ erfolgt, denn kein Verfahren darf den Anspruch erheben, wissenschaftlich genannt zu werden, dessen letzte Instanz die Intuition ist. Damit soll der Wert der Intuition keineswegs bestritten werden — gerade die Entwicklung der Testpsychologie zeigt, wie entscheidend der Spürsinn für gewisse Zusammenhänge, d. h. die geleitete wissenschaftliche Intuition für einen Erfolg versprechenden Ansatz und für die Bildung fruchtbarer Arbeitshypothesen ist.

Was versteht man nun eigentlich unter Tests? Die einfachste Antwort, die sich auf diese Frage geben läßt, würde von einer bestimmten formalen Ähnlichkeit aller Testverfahren ausgehen, die sich überall nachweisen läßt, ganz gleich welche äußere Form der Test hat und welche Absichten man im einzelnen mit ihm verfolgt. Der Test, so würde diese Antwort lauten, ist ein Sonderfall des psychologischen Experimentes. Er unterscheidet sich von anderen Experimenten lediglich dadurch, daß er speziell auf die Erfassung individueller Unterschiede angelegt ist, d. h. grundsätzlich könnte jedes psychologische Experiment, bei dem eine systematische individuelle Streuung der Reaktionen bei relativer Konstanz der Versuchsbedingungen auftritt, als Test verwandt werden. Die Tatsache, daß manche Tests gewissermaßen Kurzformen von Experimenten darstellen, ferner das Vorhandensein exakter Auswertungsprinzipien und statistischer Vergleichswerte zur bequemeren Deutung der Ergebnisse, die mitunter als Kennzeichen von Tests genannt werden, sind sekundärer Natur und keineswegs notwendige Attribute. Diese Unterscheidung ist wichtig insofern, als vielfach ein prinzipieller Gegensatz zwischen Experiment und Test behauptet worden ist, der praktisch aber nur in der Intention des Versuchsleiters existiert.

Es ist interessant, daraufhin einmal der Geschichte der Testpsychologie nachzugehen. Die experimentelle Psychologie der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts, in Deutschland vor allem die Leipziger Schule unter Führung von Wilhelm Wundt, war hauptsächlich an Fragen der Sinnespsychologie interessiert. Die Fragestellung war dabei eine ausschließlich allgemeinspsychologische, d. h. es sollte festgestellt werden, welchen Einfluß verschiedene experimentelle Bedingungen auf die Wahrnehmung besaßen, und zwar unabhängig von der Person des Beobachters. Durch Bedingungsvariation, durch Eliminierung oder Konstanthalten bestimmter Faktoren versuchte man den Gesetzen der menschlichen Sinneswahrnehmung näher zu kommen, und individuelle Unterschiede, die sich dabei von Versuchsperson zu Versuchsperson zeigten, galten als irrelevant. Sie wurden allgemein als eine Art von Fehlerstreuung betrachtet, die auf eine ungenaue Selbstbeobachtung der Versuchsperson oder auf Unzulänglichkeiten der Versuchsanordnung zurückzuführen waren. Wie wenig Verständnis der große Wundt damals für das Problem der individuellen Differenzen hatte (den Schlüsselbegriff der gesamten Testpsychologie), zeigte sich in seiner Reaktion auf den Vorschlag eines seiner amerikanischen Schüler, James McKeen Cattell, der diese Unterschiede zum Thema seiner Doktordissertation wählen wollte. Cattell war davon überzeugt, daß die individuellen Unterschiede in der Reaktion verschiedener Versuchspersonen, die mit einer solchen Hartnäckigkeit trotz aller Vorsichtsmaßnahmen bei den traditionellen Experimenten immer wieder auftauchten, nicht zufällig waren. Er glaubte, daß sie auf ganz bestimmte psychologische Unterschiede zwischen den Versuchspersonen hindeuteten, also diagnostischen Wert haben konnten. Nur mit Mühe gelang es ihm, Wundt im Jahre 1886 zur Annahme seiner Arbeit zu veranlassen. Sobald er nach Amerika zurückgekehrt war, nahm er eigene experimentelle Untersuchungen in dieser Frage auf und veröffentlichte 1890 seinen klassischen Artikel über dieses Thema, in dem zum erstenmal der Ausdruck „Mental Test“ verwandt wurde.

Der eigentliche Vater der modernen Testforschung ist jedoch nicht Cattell, sondern Sir Francis Galton, ein Vetter Darwins, der bereits im Jahre 1883 auf Grund eigener Testversuche seine „Inquiries into Human Faculties“ veröffentlichte. Seither datiert in den angelsächsischen Ländern das Interesse an der Entwicklung objektiver experimenteller Verfahren in der psychologischen Diagnostik, das später auch auf dem europäischen Kontinent so großen Nachhall fand. Kurz vor der Jahrhundertwende trat Hermann Ebbinghaus mit einem „Lückentest“ zur Erfassung der intellektuellen Begabung an die Öffentlichkeit. Im Jahre 1900 erschien die „Psychologie der individuellen Differenzen“ von William Stern, die eine Zusammenstellung der verschiedenen damals üblichen Testverfahren und den Versuch einer systematischen Theorie brachte. 1904 erfolgte die Herausgabe der berühmten Binet-Simon-Aufgaben, die inzwischen in fast alle Weltsprachen übersetzt worden sind. Der erste Weltkrieg gab Anlaß zur Entwicklung von Gruppentestverfahren, und bereits 1919 wurde von Hermann Rorschach der erste „projektive“ Test entworfen in Gestalt seines inzwischen in der ganzen Welt bekannten Tintenklecksversuches. Die Zahl der diesseits und jenseits des Atlantiks entwickelten Testverfahren geht in die Tausende, und viele sind im Erziehungs- und in der Berufsberatung und in der Industrie zu unentbehrlichen Hilfsmitteln geworden.

Wir müssen uns an diesem Ort auf einen kursorischen Überblick beschränken, um eine Vorstellung von der Mannigfaltigkeit der psychometrischen und psychodiagnostischen Verfahren zu vermitteln, die heute unter dem Begriff „Tests“ zusammengefaßt werden. Nach dem Zwecke, zu dem sie verwandt werden, lassen sich unterscheiden:

A) Tests zur Untersuchung bestimmter psychischer (und physiologischer) Funktionen (z. B. Wahrnehmung, Gedächtnis, Aufmerksamkeit, Sinnesleistungen, Reaktionszeiten usw.)

B) Leistungstests (z. B. Arbeitsproben, Prüfung von erlernten Fertigkeiten, manuellen und geistigen Techniken, Schulleistungen, Allgemein- und Fachwissen usw.)

C) Intelligenz- und Begabungstests  
 1. zur Feststellung der Allgemeinbegabung (z. B. Denken, Verstehen, Urteilen, Schließen, praktische Intelligenz);  
 2. zur Feststellung von Sonderbegabungen, Begabungsprofilen, Begabungsrichtungen und Einzelfähigkeiten (sprachliche, mathematische, anschauliche, räumliche usw.).

D) Interessentests (persönliche, berufliche, praktische, theoretische Interessen usw.).

E) Persönlichkeits- (Charakter-) Tests  
 1. zur Erfassung bestimmter Eigenschaften (Einstellungen, Haltungen, Gewohnheiten, typische Denkweisen, Vorlieben, Abneigungen, andere allgemeine oder spezifische Verhaltensdeterminanten);  
 2. Verfahren zur mehr oder minder „globalen“ charakterologischen Beurteilung der Gesamtpersönlichkeit (Gefühlsleben, Charakter, Triebstruktur usw.).

Bei den Gruppen (A) bis (C), den Verfahren zur Untersuchung der funktionellen oder Leistungsseite der Person, läßt sich mit verhältnismäßig exakten quantitativen Methoden arbeiten, da die im untersuchten Kollektiv ermittelten empirischen Verteilungen der verschiedenen Leistungen wertvolle Maßstäbe zur Beurteilung des Einzelfalles an die Hand geben. Hier ist während der letzten dreißig Jahre eine methodische Vervollkommnung eingetreten, die auf den anderen Gebieten der Testpsychologie noch nicht annähernd erreicht worden ist. Die weitgehende Ausschaltung subjektiver Faktoren in der Auswertung hat dazu geführt, daß man sie vielfach als sogenannte „objektive“ Tests in einen gewissen Gegensatz zu den als typisch nicht-exakt bezeichneten Persönlichkeits-tests gebracht hat. Diese Klassifikation beruht auf der Annahme, daß eine „objektive“ Auswertungsmethode grundsätzlich auf den reinen Leistungsbereich beschränkt und bei der Erfassung von Persönlichkeitseigenschaften ausgeschlossen sei. Angesichts der charakterologischen Bedeutung der individuellen Form-, Farb- und Gestaltauffassung, denen man heute in zunehmendem Maße auch mit Hilfe von Experimenten nach dem Muster von Gruppe (A) nahekommen ver-

sucht, ist diese Auffassung nicht gut haltbar, zumal auch eine ganze Reihe von Tests der Gruppen (D) und (E 1) existieren, die eine weitgehende Ausschaltung subjektiver Faktoren in der Auswertung ermöglichen.

Es ist unmöglich, an diesem Orte näher auf die verschiedenen Prinzipien einzugehen, mit denen die moderne Testpsychologie arbeitet. Die Vielfalt der Methoden und Anwendungsbereiche, die sich aus unserer kurzen Übersicht erkennen läßt, zeigt jedoch schon, daß oberflächliche Verallgemeinerungen wenig sinnvoll wären. Wer den Versuch macht, eine solche Mannigfaltigkeit auf ein Schlagwort wie „der Test“ zu reduzieren, um in Bausch und Bogen darüber zu urteilen, ist schlecht beraten. Über den Wert oder Unwert von bestimmten Tests in bestimmten Situationen lassen sich natürlich eindeutige Aussagen machen, aber es wäre sicher nicht richtig, hier vorschnell zu verallgemeinern. Einer kritischen Betrachtung in diesem Sinne wollen wir die folgenden Leitsätze voranstellen:

1. Kein Test ist ein so vorzügliches und unfehlbares Diagnostikum, daß der entsprechend ausgebildete Spezialist auf andere psychologische Techniken, ja auf sonstige psychologische Kenntnisse überhaupt verzichten kann.
2. Kein Test ist schlechthin der beste, das heißt für beliebige Zwecke optimal geeignet.
3. Jeder Test hat seine besonderen Vorzüge und Nachteile, je nach dem Zwecke, den man mit ihm verfolgt.
4. Nicht alle denkbaren wünschenswerten Eigenschaften lassen sich gleichzeitig miteinander vereinbaren — eine Verbesserung in einer Hinsicht ist oft nur dadurch zu erzielen, daß man in anderer Hinsicht etwas opfert.

Vielfach sind es nur ganz bestimmte Aspekte der Persönlichkeit, die aus praktischen Gründen interessieren und die dabei mit Hilfe eines Tests erfaßt werden sollen. Eine solche mehr oder minder begrenzte Zielsetzung ist charakteristisch für die überwiegende Mehrzahl aller Testverfahren. Auch bei den unter (E, 2) genannten „globalen“ Methoden, die mehr auf die Struktur der Gesamtpersönlichkeit abzielen, ist es ja im Grunde nicht anders. Je besser sie ihrer Aufgabe gerecht werden, um so weniger gelingt es im allgemeinen, mit ihrer Hilfe Aussagen über einzelne Funktionen und über die Leistungsseite der Person zu machen, die noch einen praktischen Wert haben. In der begrenzten Zielsetzung liegt vielleicht eine Schwäche, aber auch die Stärke vieler Testverfahren. Sie sind nicht nur ergänzungsbedürftig, sie sind zugleich auch ergänzungsfähig und liefern jene Fülle von Aspekten und unabhängig voneinander gewonnenen Anhaltspunkten, die sie in der Hand des Erfahrenen zu wertvollen Hilfsmitteln machen.

Auch derjenige, der auf solche Hilfsmittel verzichtet, wird immer wieder die Erfahrung machen, daß es schlechterdings unmöglich ist, menschliche Eigenschaften zu beurteilen ohne jeden Rückgriff auf den Vergleich mit anderen Menschen. Qualitative und quantitative Gesichtspunkte sind dabei untrennbar miteinander verknüpft und stellen gleichsam nur verschiedene Aspekte derselben Sache dar. Was hat es auch für einen Sinn zu sagen, jemand sei intelligent, oder unsicher, oder introvertiert, um nur einige Beispiele zu nennen, wenn man nicht wenigstens eine ungefähre Vorstellung vom Vorkommen und der Ausprägung dieser Eigenschaften bei anderen Menschen hat? Eine solche Vorstellung, die prinzipiell statistischer Natur ist, liegt in der Tat allen Versuchen zur charakterologischen Beschreibung von Einzelpersonen zugrunde. Wer viel Erfahrung hat, wird unter Umständen eine Diagnose bereits „intuitiv“ stellen — was heißt das aber anders, als daß er, bewußt oder unbewußt, über einen Teil des im Test sonst implizite gegebenen Bezugssystem bereits verfügt?

Wie außerordentlich schwierig es im allgemeinen ist, ohne entsprechende Hilfsmittel zu einer wirklich zutreffenden Beurteilung anderer Menschen zu gelangen, läßt sich bereits bei der einfachen Leistungsbewertung aufzeigen. Greifen wir einmal das Beispiel der schulischen Leistungen und ihrer Beurteilung durch den Lehrer heraus. Niemand wird

bestreiten, daß die Schulzensuren eine außerordentlich wichtige Rolle im Leben jedes Menschen spielen. Sie entscheiden nicht nur darüber, ob man als guter oder schlechter Schüler gilt, sie spielen mit bei der Beurteilung der Begabung, von ihnen hängt es im wesentlichen ab, ob man versetzt und in die höhere Schule aufgenommen wird, ob man die Klippen der Tertia und Sekunda übersteht, ob man schließlich sein Abitur bekommt und damit die Berechtigung zum Besuch einer Universität erwirbt. Wir haben zwar alle am eigenen Leibe erfahren, daß es nicht nur gute, sondern auch weniger gute Pädagogen gibt, aber wir wissen auch, daß die überwiegende Mehrzahl der Lehrer sich ihrer großen Verantwortung bewußt und ehrlich bemüht ist, jeden Schüler so gerecht wie möglich zu beurteilen. Wie steht es nun mit der Verlässlichkeit des Lehrerurteils, von der offenbar so außerordentlich viel abhängt?

Es liegen zahlreiche Berichte über entsprechende Versuche in deutschen Schulen vor, die zum Teil erstaunliche Ergebnisse gehabt haben. So hat man z. B. verschiedenen Gruppen von erfahrenen Lehrern die gleichen Schüleraufsätze zur Beurteilung vorgelegt. Alter und Schuljahr der Kinder war den Lehrern natürlich bekannt. Trotzdem ergab sich eine ganz erhebliche Streuung der Zensuren, die sich vielfach von „Sehr gut“ bis „Nicht genügend“ über die ganze Notenskala erstreckten. Es zeigte sich ferner, daß der gleiche Lehrer zu verschiedenen Zeiten oft die gleiche Leistung ganz verschieden bewertete. Selbst erfahrene Lehrer mit langjähriger Unterrichtspraxis sind bei dem Versuch gescheitert, den durchschnittlichen Schwierigkeitsgrad bestimmter Aufgaben für Kinder einer bestimmten Altersstufe zu schätzen. Bei diesem Versuch, der doch zweifellos eine wesentliche Voraussetzung für die Beurteilung jeder Leistung ist, ergaben sich wiederum Streuungen über den gesamten Schwierigkeitsbereich. Man fragt sich mit Recht, wie es wohl dann erst mit den an sich wesentlich komplexeren Fragen steht, etwa der Beurteilung der Begabung oder bestimmter charakterlicher Eigenschaften.

Wir dürfen vermuten, daß diese Dinge auch an der Universität nicht völlig anders liegen. Natürlich ist der Prüfer im Staatsexamen bemüht, alle Kandidaten so gerecht wie möglich zu beurteilen, natürlich wird er bestrebt sein, nicht dem einen ganz leichte und dem anderen sehr schwere Fragen vorzulegen, natürlich wird er versuchen, sich in seinem Urteil nicht durch irrelevante Faktoren beeinflussen zu lassen, aber auch der Professor ist nur ein Mensch. Jeder Student, der ins Examen geht, weiß das und ist bestrebt, gewisse Faktoren mehr oder minder erfolgreich einzukalkulieren. „Hoffentlich hat er heute gut gefrühstückt!“ — dieser Stoßseufzer des Kandidaten beruht auf einer alten Weisheit. Das hätte nicht amüsanter demonstriert werden können, als es eine amerikanische Universität durch den experimentellen Nachweis tat, daß die Beurteilung schriftlicher Examensarbeiten durch eine Gruppe von Professoren, wenn sie eine Stunde nach dem Mittagessen stattfand, durchschnittlich um fast eine volle Zensur milder ausfiel als eine Stunde vor dem Mittagessen.

Eine Ergänzung der üblich schriftlichen und mündlichen Prüfungen durch sorgfältig konstruierte Leistungs- und Begabungstests, wie sie im Auslande schon vielfach stattfindet, ist zweifellos geeignet, jenes Element der Fairness und Gerechtigkeit zu verstärken, an dem der gewissenhafte Prüfer ebenso interessiert ist wie der Prüfling selbst. Es ist heute möglich, nicht nur die üblichen Schulleistungen, sondern auch hochspezialisiertes Fachwissen, wie es ein Diplomexamen in der Chemie oder die Abschlußprüfungen anderer natur- und geisteswissenschaftlicher Fächer fordern, mit Hilfe besonderer Testprüfungen außerordentlich zuverlässig zu beurteilen. Diese Prüfungen erlauben es, neben dem reinen Wissen auch das Verständnis im engeren Sinne zu erfassen und sichern eine gleichmäßige und gerechte Beurteilung. Daß die Entwicklung derartiger Prüfverfahren, die natürlich nur mit Unterstützung hochqualifizierter Fachleute auf den betreffenden Gebieten erfolgen kann, gleichzeitig zur Klärung und zu einer präziseren Definition der Lehrziele beiträgt, ist ein außerordentlich wertvolles Nebenergebnis. So wird verhindert, daß in der Prüfung zuviel Gewicht auf einseitige Spezialkenntnisse gelegt wird, während der allgemeine Überblick und das Verständnis für wichtige Zusammenhänge zu kurz kommen. Mehr als bisher sollte man auch allgemeine oder spezielle Begabungsprüfungen einflchten, die nicht nur Aus-



# Übersicht über die Prüfungsordnungen

der Fachrichtungen sämtlicher Fakultäten an den Universitäten des Landes Hessen

3. Fortsetzung

## 3. Staatsprüfung für Pharmazeuten

### Vorprüfung:

Dem pharmazeutischen Studium geht die pharmazeutische Vorprüfung voraus.

Zur Vorprüfung ist einzureichen:

1. das Reifezeugnis
2. das Zeugnis des Apothekervorstandes über eine zweijährige, erfolgreiche Praktikantentätigkeit des Kandidaten
3. ein Tagebuch, in dem der Kandidat über die während der Praktikantenzeit ausgeführten Arbeiten berichtet
4. die während der Ausbildungszeit angelegte Pflanzensammlung
5. ein Führungszeugnis.

Über die Zulassung des Kandidaten entscheidet der Vorsitzende des Prüfungsausschusses. Die Vorprüfung zerfällt in zwei Abschnitte, einen praktischen und einen mündlichen, und wird normalerweise an zwei aufeinanderfolgenden Tagen durchgeführt. In der praktischen Prüfung hat der Kandidat

1. zwei galenische und ein pharmazeutisch-chemisches Arzneimittel des deutschen Arzneibuches anzufertigen,
2. fünf schwierigere Verschreibungen zu lesen, die Arzneien anzufertigen und nach der Deutschen Arzneitaxe zu berechnen. Je eine dieser Verschreibungen muß auf ein Betäubungsmittel, auf eine zu sterilisierende Arznei und auf eine homöopathische Arznei lauten,
3. zwei Arzneimittel nach den Vorschriften des Deutschen Arzneibuches zu prüfen und die chemischen und physikalischen Vorgänge bei der Prüfung zu erläutern. Es sind hierbei nur Kenntnisse der einfacheren Untersuchung zu fordern.

In der mündlichen Prüfung hat der Kandidat

1. etwa zehn frische oder getrocknete einheimische Pflanzen zu erkennen und ihre Verwendung zu pharmazeutischen Zwecken und die Abstammung der Pflanzen zu erläutern,
2. etwa zehn Drogen zu erkennen und ihre Abstammung, ihre Verwendung zu pharmazeutischen Zwecken sowie ihre hauptsächlichsten Verfälschungen zu erläutern,
3. etwa zehn Stoffe oder Zubereitungen des Deutschen Arzneibuches zu erkennen sowie ihre Herstellung und ihre Verunreinigungen und hauptsächlichsten Verfälschungen zu erläutern.

Die mündliche Prüfung soll etwa eine Stunde dauern. Für das Gesamtergebnis der Prüfung, das sich aus den Teilergebnissen der beiden Abschnitte ergibt, sind die Bezeichnungen „sehr gut“ (1), „gut“ (2) und „genügend“ (3) zulässig. Die Prüfung kann bei Nichtbestehen frühestens nach einem halben Jahr vollständig wiederholt werden.

### Hauptprüfung:

Der Meldung zur pharmazeutischen Hauptprüfung sind beizufügen:

1. das Zeugnis über die vollständig bestandene pharmazeutische Vorprüfung,
2. der Nachweis, daß der Prüfling nach vollständig bestandener Vorprüfung mindestens sechs Semester an einer deutschen Hochschule dem Studium der Pharmazie obgelegen hat,
3. der Nachweis, daß der Prüfling nach vollständig bestandener Vorprüfung a) chemische, botanische, physikalische, pharmazeutisch-chemische und pharmakognostische Vorlesungen gehört hat; b) zwei Semester an analytisch-chemischen Übungen und anschließend vier Semester an pharmazeutisch-chemischen Übungen, unter besonderer Berücksichtigung von galenisch-pharmazeutischen Übungen; c) ein Semester an botanischen Übungen und anschließend drei Semester an pharmakognostischen Übungen; d) ein Semester an physikalischen oder physikalisch-chemischen Übungen; e) an einer mit Übungen verbundenen Vorlesung über physiologisch-chemische Untersuchungen; f) an einer

mit Übungen verbundenen Vorlesung über die Grundzüge der Bakteriologie und Hygiene sowie über Sterilisationsverfahren regelmäßig und mit Erfolg teilgenommen hat, g) ferner eine Vorlesung über die Wirkung der Arzneimittel und Gifte sowie die physiologische Prüfung von Arzneimitteln und h) eine Vorlesung über Apotheken- und Arzneimittelgesetzgebung gehört hat; i) an einer mit Übungen verbundenen Vorlesung über Homöopathie für Pharmazeuten und j) an einem Kursus über Buchführung, Steuerkunde und Privatwirtschaftslehre mit Erfolg teilgenommen hat.

4. ein eigenhändig geschriebener Lebenslauf
5. ein amtliches Führungszeugnis.

Die pharmazeutische Hauptprüfung umfaßt folgende Abschnitte:

### Praktischer Teil:

#### 1. Analytische Chemie:

Es sind a) in einer Mischung aus nicht mehr als acht Bestandteilen diese nachzuweisen; jedes Ion gilt als Bestandteil; b) aus einer Mischung, deren Bestandteile dem Prüfling bekanntgegeben wurden, drei Ionen mengenmäßig zu bestimmen.

#### 2. Pharmazeutische Chemie:

Es sind a) zwei Arzneimittel anzufertigen; b) zwei Arzneimittel zu untersuchen; c) in einer Arznei, auch Arzneispezialität, die Bestandteile oder in einem mit Arzneimitteln versetzten Träger die Arzneimittel festzustellen und gegebenenfalls mengenmäßig zu bestimmen; d) ist ein menschlicher Harn chemisch und physikalisch zu untersuchen.

#### 3. Pharmakognosie:

Es ist a) die Prüfung einer Droge auf mikroskopischem Wege auszuführen; b) ein Drogenpulver auf mikroskopischem Wege zu untersuchen; c) sind in einem Teegemisch aus höchstens fünf Drogen diese Drogen nach Art und möglichst nach Menge festzustellen.

Über diese Untersuchungen und ihre Ergebnisse der Prüfung hat der Prüfling einen schriftlichen Bericht einzureichen.

### Mündlicher Teil:

1.—3. Allgemeine Chemie, Physik und allgemeine Botanik: in diesen Fächern hat der Prüfling nachzuweisen, daß er über die für seinen Beruf erforderlichen Kenntnisse verfügt.

#### 4. Pharmazeutische Chemie:

Es sind von mindestens drei Arzneimitteln Eigenschaft, Zusammensetzung, Herstellung, Prüfungsmethoden, Wertbestimmung und Verunreinigungen anzugeben und allgemeine Fragen aus dem Gebiet der pharmazeutischen Chemie zu beantworten.

#### 5. Arzneipflanzen:

Es sind eine Anzahl frische oder getrocknete Pflanzen zu erkennen und zu erläutern, sowie allgemeine Fragen über Arznei- und Nutzpflanzen zu beantworten.

#### 6. Pharmakognosie:

Es sind eine Anzahl Drogen zu erkennen. Ihre Abstammung, Merkmale, Verfälschungen, Inhaltsstoffe sowie Verunreinigungen sind zu erläutern. Weiter sind allgemeine Fragen aus dem Gebiete der Pharmakognosie zu beantworten.

#### 7. Gesetzeskunde:

Es ist festzustellen, ob der Prüfling die gesetzlichen Bestimmungen über das Apothekerwesen, den Verkehr mit Arzneien, Betäubungsmitteln und Giften, den Aufbau der Medizinverwaltung sowie Pflichten und Rechte des Apothekers kennt.

Die Prüfungen sollen möglichst unmittelbar hintereinander abgelegt werden. Für das Gesamtergebnis der Prüfung, das sich aus den Teilergebnissen der einzelnen Abschnitte ergibt, sind die Bezeichnungen „sehr gut“, „gut“ und „genügend“ zulässig. Ist die gesamte Prüfung nicht bestanden, kann sie

dauern. Die Prüfungsgebühren für die Hauptprüfung für Studierende der Mineralogie in Höhe von 60,— DM sind vor Eintritt in die Prüfung an die Universitätsquästur zu zahlen.

## 8. Diplomprüfung für Geophysiker und Meteorologen

Für das Studium der Geophysik und Meteorologie wird im wesentlichen die Prüfungsordnung von 1941 (veröffentlicht in der Zeitschrift für Geophysik, Jahrgang 17, Heft 5/6, 1941/42) zugrunde gelegt. Eine Neufassung der Prüfungsordnung, die für alle Lehrstühle der Meteorologie und Geophysik im Bereich der Bundesrepublik eine Angleichung der jetzt noch vorhandenen Differenzen anstrebt, wird voraussichtlich im kommenden Jahr erscheinen.

### Promotionsordnung

#### der Naturwissenschaftlichen Fakultät

Der akademische Grad eines Doktors der Naturwissenschaften (Dr. rer. nat.) wird verliehen auf Grund einer von dem Bewerber verfaßten wissenschaftlichen Abhandlung über ein von ihm gewähltes Thema und einer eingehenden mündlichen Prüfung. Die Abhandlung muß wissenschaftlich beachtenswert sein und die Befähigung des Bewerbers dartun, selbständig wissenschaftlich zu arbeiten. Für die Zulassung zur Promotion ist Voraussetzung das Reifezeugnis einer anerkannten deutschen höheren Schule und ein mindestens vierjähriges Studium an einer deutschen Universität. Die Studiensemester an Universitäten, Technischen, Landwirtschaftlichen, Forstlichen, Tierärztlichen und Handelshochschulen sowie an Bergakademien werden voll angerechnet, wenn die Studienfächer, für welche die Anrechnung beansprucht wird, an den verschiedenen Hochschulen entsprechend vertreten sind. Die an einer Hochschule für Lehrerbildung verbrachten Semester können im Falle der Promotion in dem Fach Pädagogik als Hauptfach auf die vorgeschriebene Studienzeit voll angerechnet werden. Im Falle der Promotion in einem anderen Fache können zwei Semester angerechnet werden. Der Promovend muß mindestens zwei Semester an derjenigen Universität studiert haben, an der er promovieren will.

Dem Gesuche um Zulassung zur Promotion, das an den Dekan der Fakultät zu richten ist, sind beizufügen:

1. ein Lebenslauf;
2. die Zeugnisse über die Vorbildung;
3. ein Führungszeugnis;
4. eine Erklärung darüber, ob und mit welchem Erfolg der Bewerber sich bereits einer anderen Doktorprüfung oder einer Staatsprüfung unterzogen hat;
5. die in deutscher Sprache abgefaßte Dissertation (3 Exemplare).

Am Schlusse der Dissertation hat der Bewerber anzugeben, welche Quellen und Hilfsmittel er für ihre Ausarbeitung benützt, sowie, ob und inwieweit er sich bei der Ausarbeitung fremder Hilfe bedient hat. Diese Angabe ist die eidesstattliche Versicherung hinzuzufügen, daß keine unerlaubte Hilfe stattgefunden hat. Der Umstand, daß die Abhandlung bereits von dem Verfasser in einer wissenschaftlichen Zeitschrift durch den Druck vorveröffentlicht worden ist, schließt eine Benutzung als Doktorarbeit dann nicht aus, wenn diese Veröffentlichung mit Genehmigung des Dekans erfolgt ist. Dem Gesuche um Zulassung zur Promotion sind weiterhin die Testierbücher sowie die Quittung über die eingezahlten Gebühren in Höhe von 200,— DM beizufügen.

(4. Fortsetzung folgt)

### Hauptprüfung:

#### a) Fachrichtung Kristallographie:

Die Fachrichtung a (Kristallographie) stellt es bevorzugt auf eine für verschiedene Industrien erwünschte Ausbildung ab, die in besonderem Maße Kenntnisse von der Physik und der Chemie des festen kristallisierten Zustandes verlangt.

Dabei gelten als Hauptfächer:

1. Mineralogie,
2. Kristallographie.

Als Nebenfächer:

1. Petrographie mit Lagerstättenkunde und Geochemie,
2. Physikalische Chemie,
3. wahlweise

a) Physik, b) Mathematik, c) Geologie.

Bei der Meldung zum Examen muß der Nachweis von acht an einer Universität absolvierten Semestern, erbracht werden. Der Kandidat muß dabei an folgenden Praktika bzw. Übungen mit Erfolg teilgenommen haben:

Physikalische Grundpraktikum: das Praktikum ist sechstündig und erstreckt sich über zwei Semester.

Chemisches Praktikum: das Praktikum ist ganztägig und erstreckt sich ebenfalls über zwei Semester.

Physikalisch-chemisches Praktikum: das Praktikum ist halbtägig und erstreckt sich über ein Semester.

Geologische Praktika: zweistündig.

Geologische Exkursionen: die Teilnahme an zwei geologischen Exkursionen dauert durchschnittlich zwei bis drei Tage.

Mineralogische Übungen: insgesamt zehnstündig. An der Übung „Anleitung zu wissenschaftlichen Arbeiten“ muß während zweier Semester ganztägig teilgenommen werden.

Mineralogische Exkursionen: die Teilnahme an drei mineralogischen Exkursionen muß nachgewiesen werden. Die Exkursionen dauern durchschnittlich drei bis fünf Tage.

Mathematische Übungen: vierstündig.

b) Fachrichtung Petrographie und Lagerstättenkunde:

Die Fachrichtung b) (Petrographie und Lagerstättenkunde) stellt es bevorzugt auf eine für Prospektierung und für wissenschaftliche Kartierung erwünschte Ausbildung ab, die in besonderem Maße Kenntnisse von der Art der substantiellen und genetischen Erforschung der Mineralien und ihrer Vergesellschaftungen verlangt.

Dabei gelten als Hauptfächer:

1. Mineralogie und Petrographie,
2. Lagerstättenkunde und Geochemie.

Als Nebenfächer:

1. Kristallographie,
2. Geologie,
3. wahlweise

a) Physikalische Chemie, b) anorganische Chemie, c) Physik.

Bei der Meldung zum Examen muß der Nachweis von acht an einer Universität absolvierten Semestern erbracht werden. Der Kandidat, der das Examen für die Fachrichtung b) (Petrographie und Lagerstättenkunde) ablegen will, muß an denselben Praktika bzw. Übungen teilgenommen haben, die für die Fachrichtung a) (Kristallographie) vorgeschrieben sind. Er muß außerdem den Nachweis erbringen, daß er an der vierzehntägig stattfindenden Geologischen Kartierübung mit Erfolg teilgenommen hat.

Die Hauptprüfung für Mineralogen zerfällt in einen mündlichen und einen schriftlichen Teil. Als Hausarbeit ist eine Diplomarbeit anzufertigen, die in dre bis höchstens sechs Monaten erstellt werden muß. De mündliche Prüfung soll im Hauptfach eine Stunde, in den Nebenfächern je 20 Minuten

frühestens nach einem halben Jahr wiederholt werden. Die Gebühr für die pharmazeutische Hauptprüfung beträgt DM 175,—. Nach vollständig bestandener pharmazeutischer Prüfung und möglichst im Anschluß daran hat der Kandidat ein Jahr an Apotheken praktisch zu arbeiten. Den Nachweis hierüber hat er durch ein Zeugnis des Apothekervorstandes zu erbringen.

#### 4. Diplomprüfungen für Physik und Mathematik

Die Diplomprüfung bildet den ordnungsmäßigen Abschluß des Studiums der Physik oder Mathematik. Auf Grund der bestandenen Prüfung wird je nach Wahl des Hauptfaches der akademische Grad eines Diplomphysikers (Dipl.-Phys.) oder eines Diplom-Mathematikers (Dipl.-Math.) verliehen.

Die Diplomprüfung gliedert sich in eine Vorprüfung und eine Hauptprüfung. Die Vorprüfung kann frühestens nach Abschluß des vierten Semesters, die Hauptprüfung frühestens drei Semester nach Bestehen der Vorprüfung stattfinden.

Zur Vorprüfung ist außer den üblichen Unterlagen der Nachweis über die abgeleistete viermonatige praktische Tätigkeit zu erbringen. Zu der Vorprüfung gehört die Beurteilung der vorgeschriebenen Übungsarbeiten sowie eine mündliche Prüfung in den nachstehenden Prüfungsgebieten:

##### Für Physiker

a) Experimentalphysik; b) Mechanik; c) reine und angewandte Mathematik; d) Chemie.

##### Für Mathematiker naturwiss.-technischer Richtung:

a) reine Mathematik; b) angewandte Mathematik; c) Mechanik; d) Experimentalphysik; e) Einführung in ein Anwendungsgebiet (z. B. Astronomie, Geodäsie, Wahrscheinlichkeitsrechnung, Statistik).

##### Für Mathematiker wirtschaftswissenschaftlicher Richtung:

a) reine Mathematik; b) angewandte Mathematik; c) Experimentalphysik; d) Volks- und Betriebswirtschaftslehre; e) Einführung in ein Anwendungsgebiet (z. B. Finanzmathematik, Statistik, Wahrscheinlichkeitsrechnung, Geodäsie, Astronomie, Mechanik).

Die mündliche Prüfung soll je Prüfungsgebiet mindestens 20 Minuten dauern. Wer die Prüfung nicht bestanden hat, kann sie nur einmal, frühestens nach Ablauf eines Semesters wiederholen. Die Prüfungsgebühren in Höhe von DM 40,— sind mit der Meldung zur Prüfung zu entrichten.

Die Diplom-Hauptprüfung besteht aus der Anfertigung einer Diplomarbeit und einer mündlichen Prüfung. Die Diplomarbeit ist eine unter Leitung des zuständigen Fachvertreterers zu fertigende schriftliche Arbeit. Das Thema der Diplomarbeit ist von dem Kandidaten frühestens im zweiten Semester nach vollständig bestandener Vorprüfung im Einvernehmen mit dem zuständigen Fachvertreter zu wählen. Die Zulassung zur mündlichen Prüfung ist von der Annahme der Diplomarbeit abhängig.

Die mündliche Prüfung erstreckt sich auf folgende Fächer:

##### Für Physiker

a) Experimentalphysik einschl. praktischer Physik; b) theoretische Physik; c) angewandte Physik (nach Wahl: eines der Fächer über Anwendungen der Physik auf umfangreichere Teilgebiete, wie z. B. Hochfrequenztechnik, technische Optik, Elektroakustik, Meßkunde); d) nach Wahl: mindestens ein Fach mathematischer oder naturwissenschaftlicher oder technischer Richtung.

##### Für Mathematiker naturwissensch.-technischer Richtung

a) reine Mathematik; b) angewandte Mathematik; c) mindestens ein Wahlfach: Mechanik, theoretische Physik, Geodäsie, Astronomie, Geophysik, Meteorologie sowie andere geeignete Anwendungsgebiete der Mathematik und der Technik.

##### Für Mathematiker wirtschaftswissenschaftlicher Richtung

a) Mathematik (reine und angewandte Mathematik); b) Wirtschaftsmathematik; c) Volks- und Betriebswirtschaftslehre, Versicherungswirtschaftslehre, d) Recht (Bürgerliches, Wirtschafts- und Arbeitsrecht, insbesondere Grundzüge des Handelsrechts, Versicherungsvertragsrecht und Versicherungsaufsichtsrecht).

Für die Leistungen sowohl der Vor- als auch in der Diplom-Hauptprüfung sind folgende Bewertungen zulässig: „sehr gut“, „gut“, „befriedigend“, „genügend“. Eine nicht

bestandene Diplomprüfung kann nur einmal und zwar frühestens nach einem, spätestens nach vier Semestern im ganzen wiederholt werden. Die Prüfungsgebühren in Höhe von DM 80,— sind mit der Meldung zur Prüfung zu entrichten.

#### 5. Diplomprüfung für Geologen

Die Diplomprüfung bildet den ordnungsgemäßen Abschluß des Studiums der Geologie. Sie gilt gleichzeitig als 1. Staatsprüfung für den Übergang in den höheren Staats- und Verwaltungsdienst (Geologische Landesämter). Auf Grund der bestandenen Prüfung wird der akademische Grad eines Diplom-Geologen (Dipl.-Geol.) verliehen. Für die Promotion wird die Diplomprüfung nicht vorausgesetzt, aber empfohlen. Die Diplomprüfung gliedert sich in eine Vor- und eine Hauptprüfung. Vor der Zulassung zur Diplomprüfung muß die Vorprüfung abgelegt werden. Die Diplom-Geologen-Prüfung kann frühestens nach einem achtsemestrigen Studium der Geologie abgelegt werden.

Die Zulassung zur Vorprüfung erfolgt im allgemeinen zum Ende des vierten Fachsemesters. Für die Zulassung muß die Teilnahme an den nachstehenden Unterrichtsveranstaltungen der Fächer Geologie, Physik, Chemie und Zoologie nachgewiesen werden. (In der Botanik oder, wo erwünscht, der Geographie bzw. Vermessungskunde werden die für notwendig erachteten Vorlesungen und Übungen je nach den örtlichen Verhältnissen festgelegt):

1. Geologie: Hauptvorlesungen (allgemeine Geologie und Erdgeschichte), Anfängerpraktikum und Lehrausflüge.

2. Mineralogie: Hauptvorlesungen (allgemeine und spezielle Mineralogie), Übungen und Lehrausflüge.

3. Physik: Experimentalphysik I und II, dazu ein kleines physikalisches Praktikum (Apparate-Praktikum).

4. Chemie: Anorganische Chemie und Grundlagen der organischen Chemie, dazu ein halbtägiges Praktikum.

5. Zoologie: allgemeine Zoologie (insbesondere Anatomie, Morphologie und Einführung in die Systematik) dazu ein kleines zoologisches Praktikum.

Die Vorprüfung soll den Nachweis einer hinreichenden Ausbildung in den Grundfächern und auch bereits in den Grundzügen der Geologie und Mineralogie erbringen. Der Nachweis für die Ausbildung kann entweder durch die mündliche Prüfung oder in den nicht geprüften Fächern durch entsprechende Zeugnisse oder Praktikumsscheine erbracht werden. Im allgemeinen sollen nicht mehr als vier Fächer mündlich geprüft werden. Die Ausgestaltung der Prüfung im einzelnen bleibt den betreffenden Fakultäten überlassen. Unter allen Umständen müssen Physik und Chemie mündlich geprüft werden. Die Wahl der übrigen Fächer (Zoologie, Botanik oder Geographie, Geologie und Mineralogie) wird je nach den örtlichen Verhältnissen getroffen und festgelegt werden müssen. In Chemie erstreckt sich die mündliche Prüfung im wesentlichen auf die anorganische Chemie. Wird in den biologischen Disziplinen auch mündlich geprüft, so sollen in Zoologie insbesondere Grundzüge der Systematik, Anatomie und Morphologie, in Botanik wesentlich allgemeine Botanik und Grundzüge der Systematik geprüft werden.

Die Prüfzeit beträgt in jedem Fach für den Prüfling 15 Minuten. Die mündlichen Prüfungen sollen nach Möglichkeit innerhalb eines Tages durchgeführt werden. Ist die Prüfung nicht bestanden, so kann sie frühestens nach einem Halbjahr wiederholt werden. Sie ist im ganzen zu wiederholen, wenn mehr als zwei Fächer nicht bestanden sind.

Der Meldung zur Diplom-Haupt-Prüfung ist u. a. beizufügen:

1. Das Zeugnis über die bestandene Vorprüfung,

2. eine selbständige geologische Kartierung, sofern nicht die Diplomarbeit eine derartige Kartierung enthält,

3. der Nachweis über eine praktische Ausbildung von mindestens zwei Monaten, von denen die Hälfte in einer Markscheiderei, die Hälfte in einem Bohrbetrieb abzuleisten ist,

4. eine Diplomarbeit in doppelter Ausfertigung aus den nachstehend genannten Fächern:  
a) allgemeine und angewandte Geologie, b) historische und regionale Geologie, wobei neben einem gründlichen Überblick über die ganze Erde eingehende Kenntnisse des mitteleuropäischen Raumes verlangt werden, c) Palaeontologie: allgemeine Grundlagen der Palaeozoologie und Palaeobotanik und Kenntnis der geologisch wichtigsten Gruppen, d) Minera-

logie und Petrographie, wobei besonders Wert auf makroskopische Kenntnisse und mikroskopische Bestimmung von Mineralien und Gesteinen zu legen ist, e) Lagerstättenkunde: allgemeine Grundlagen, wichtigste Lagerstätten, regionale Lagerstättenkunde besonders von Mitteleuropa. Außerdem ist der Nachweis einer intensiveren Beschäftigung mit der Bodenkunde oder angewandten Geophysik zu erbringen.

Die Diplomprüfung besteht aus der Beurteilung der Diplomarbeit und der Kartierung sowie der Beurteilung der mündlichen Prüfungsleistungen in den obengenannten Fächern. Die mündliche Prüfung findet statt, wenn das Urteil über die Diplomarbeit und die Kartierung festliegt und den Anforderungen genügt. Alle Fächer sollen möglichst an einem Tag geprüft werden. Die Prüfungszeit beträgt für jedes Fach 30 Minuten. Das Ergebnis wird auf Grund der schriftlichen und mündlichen Prüfung bestimmt. Über die Leistungen in den einzelnen Gebieten und über die Gesamtleistung sind folgende Bewertungen zugelassen: „sehr gut“ (1), „gut“ (2), „befriedigend“ (3), „genügend“ (4). Die Leistungen des Kandidaten in den Übungen und Praktika sind zu berücksichtigen. Ist die mündliche Prüfung in einem Fach nicht bestanden, so kann die Prüfung in dem betreffenden Fach innerhalb von sechs Monaten wiederholt werden. Nach Ablauf dieser Frist ist die Gesamtprüfung zu wiederholen. Ist die Prüfung in mehr als einem Fach nicht bestanden, so ist die mündliche Prüfung in allen Teilen zu wiederholen. Die Gesamtprüfung oder eine Teilprüfung kann nur einmal wiederholt werden.

Als Studium für die Zulassung zu den Prüfungen gilt jedes Fachstudium, das an einer Universität oder Technischen Hochschule mit Bergbauabteilung oder Bergakademie der deutschen Länder durchgeführt wurde.

Die Prüfungsgebühren betragen für die Diplom-Vorprüfung DM 30,—, für die Diplom-Hauptprüfung DM 60,—.

#### 6. Diplomprüfung für Psychologen

Die Diplomprüfung bildet den ordnungsmäßigen Abschluß des Studiums der Psychologie, das im allgemeinen eine Studienzeit von mindestens acht Semestern erfordert und das an allen Universitäten und Hochschulen zurückgelegt werden kann, an denen das Fach der Psychologie durch einen planmäßigen Lehrstuhl und die übrigen Prüfungsfächer ordnungsmäßig vertreten sind. Auf Grund der bestandenen Prüfung wird der akademische Grad eines Diplom-Psychologen (Dipl.-Psych.) verliehen. Die Prüfung gliedert sich in eine Vorprüfung und die Hauptprüfung.

Über die erfolgte Zulassung zur Vorprüfung erhält der Bewerber Nachricht und zugleich die Aufgabe für die häusliche Prüfungsarbeit. Die Vorprüfung besteht aus einem schriftlichen und einem mündlichen Teil. Prüfungsgegenstände sind:

1. allgemeine Psychologie (Grundtatsachen des bewußten und unbewußten Seelenlebens in person- und gemeinschaftspsychologischer Hinsicht), 2. Entwicklungspsychologie (vor allem Psychologie der Lebensphasen), 3. Charakterkunde, 4. Ausdruckspsychologie, 5. Grundlagen der Biologie (insbesondere der Erbbiologie), der Physiologie, in den für das Studium der Psychologie bedeutsamen Ausschnitten, 6. Philosophie.

Die genannten Prüfungsgegenstände werden für die Beurteilung in drei Fachgebiete zusammengefaßt,

1. allgemeine Psychologie (Grundtatsachen des bewußten und unbewußten Seelenlebens in person- und gemeinschaftspsychologischer Hinsicht), Entwicklungspsychologie (vor allem Psychologie der Lebensphasen), Charakterkunde und Erbpsychologie sowie Ausdruckspsychologie;

2. die biologisch-medizinischen Hilfswissenschaften;

3. Philosophie.

Als schriftliche Prüfung hat der Prüfling eine häusliche Arbeit aus einem der Teilgebiete der Psychologie anzufertigen. Zur Durchführung der Arbeit stehen ihm acht Wochen zur Verfügung. Als Ersatz für die schriftliche Hausarbeit kann eine bereits veröffentlichte Abhandlung aus dem Gebiet der Psychologie angenommen werden. Ist die häusliche Arbeit nicht ausreichend, so kann der Prüfling von der mündlichen Prüfung zurückgewiesen und die Prüfung für nicht bestanden erklärt werden.

Die einzelnen Fächer der mündlichen Prüfung können auf mehrere Tage verteilt werden. Die gesamte mündliche Prüfung eines Prüflings soll jedoch in der Regel innerhalb einer Woche erledigt sein. Die Prüfungszeiten betragen für

1. allgemeine Psychologie, Entwicklungspsychologie, Charakterkunde und Erbpsychologie sowie Ausdruckspsychologie insgesamt zwei Stunden, 2. die biologisch-medizinischen Hilfswissenschaften insgesamt eine Stunde, 3. die Philosophie eine halbe Stunde.

Hat der Prüfling im Fachgebiet Psychologie bestanden, dagegen in Philosophie oder in den biologischen Hilfswissenschaften den Anforderungen nicht genügt, so kann er innerhalb eines Jahres in dem Fache, in dem er versagte, die Prüfung wiederholen. Besteht er diese Wiederholungsprüfung nicht, so muß er die gesamte Prüfung wiederholen.

Die Prüfungsgebühr sind mit der Meldung zur Prüfung zu entrichten und betragen 60,— DM.

Die Diplom-Hauptprüfung kann nach Ableistung des achten Semesters, frühestens drei Semester nach Bestehen der Vorprüfung, abgelegt werden. Unter anderem sind bei der Meldung vorzulegen:

1. das Zeugnis über die bestandene Vorprüfung, 2. Bescheinigungen über erfolgreiche, unter Aufsicht und Anleitung durchgeführte praktisch-psychologische Tätigkeit an mindestens drei der im folgenden aufgeführten Einrichtungen:

a) Kinderheime, Jugendheimstätten, Kindertagesstätten, Berufsschulen, Volksschulen, höhere Schulen; b) Hilfsschulen, Fürsorge- und Erziehungsanstalten; c) Berufsberatungsstellen der Arbeitsämter; d) Lehrwerkstätten, Arbeitseinsatz- und Begutachtungseinrichtungen sowie Gefolgschaftsämter in industriellen und kaufmännischen Betrieben, psychologische Einrichtungen und Begutachtungsstellen; e) Gerichte, Gefängnisse; f) psycho-therapeutische Beratungsstellen; g) psychiatrische und andere einschlägige Kliniken; h) Erziehungsberatungsstellen. Jede der zu bescheinigenden praktisch-psychologischen Tätigkeiten hat sechs Wochen zu umfassen.

3. Nachweis der Teilnahme an Besichtigungen vorgenannter Einrichtungen.

Die Diplom-Prüfung besteht aus einem schriftlichen und einem mündlichen Teil. Gegenstände der Prüfung sind:

1. Psychologische Diagnostik, 2. angewandte Psychologie, 3. pädagogische Psychologie und Psychagogik, 4. Kultur- und Völkerpsychologie, 5. allgemeine Psychopathologie.

In der schriftlichen Prüfung hat der Kandidat zwei schriftliche Arbeiten von je vier Stunden unter Aufsicht anzufertigen. Sind die beiden schriftlichen Arbeiten ungenügend, so wird der Prüfling von der mündlichen Prüfung zurückgewiesen und die Prüfung als nicht bestanden erklärt. Die mündliche Prüfung beträgt je Fachgebiet eine halbe Stunde. Für die Leistungen sowohl in der Vor- als auch in der Diplom-Hauptprüfung sind folgende Bewertungen zulässig: „Sehr gut“ (1), „gut“ (2), „befriedigend“ (3), „genügend“ (4) „ungenügend“ (5).

Hat der Prüfling in einem der Fächer nicht genügt, so kann die Prüfung in diesem Fache innerhalb eines halben Jahres noch einmal abgelegt werden (Wiederholungsteilprüfung). Hat er in zwei oder mehr Fächern nicht genügt, so gilt die Prüfung als nicht bestanden. In diesem Falle kann die Prüfung innerhalb eines Jahres wiederholt werden (Wiederholungsprüfung). Die Gebühren betragen für die Diplom-Hauptprüfung 40,— DM.

#### 7. Diplomprüfungen für Studierende der Mineralogie

Die Prüfung für Mineralogie zerfällt in eine Vor- und eine Hauptprüfung.

**Vorprüfung:** Die Vorprüfung für Studierende der Mineralogie umfaßt vier Fächer:

1. Physik, 2. Chemie, 3. Geologie, 4. Mineralogie.

Die Prüfung ist mündlich und soll in jedem Fach 30 Minuten dauern. Die Prüfungsgebühren für die mineralogische Vorprüfung in Höhe von 30,— DM sind vor Beginn der Prüfung an die Universitätsquästur zu zahlen.

## Einheit per Flugzeug

Setzen sich Pfeleiderer, Niemöller, Mochalski, Heinemann oder Helene Wessel für eine Verständigung mit dem Osten und für die Aufnahme eines Gesprächs mit den Deutschen im sowjetisch besetzten Gebiet ein, wird gern — vornehmlich auch von seiten der Regierung — auf die Gefährlichkeit solchen Unterfangens hingewiesen. Diese Verständigungsversuche seien untragbar, nicht etwa, weil den Sowjets und ihren Hörigen nicht zu trauen sei, sondern weil es uns um unseren mühsam wieder hergestellten Kredit bei den Westmächten bringe: Jede auch nur private Äußerung werde in Washington, London oder Paris als Symptom für die Unzuverlässigkeit der Bundesrepublik und ihre Anfälligkeit für ein neues Rapallo gewertet.

Wie viel mehr Mißtrauen hervorrufen muß danach ein Versuch halbamtlicher oder offizieller Institutionen, sachliche Besprechungen mit sowjet-deutschen Stellen zu führen. Um Deutschlands Ansehen im Westen nicht zu gefährden, wird jede Berührung mit volksdemokratischen Regierungsstellen besser unterbleiben.

Das hat die kürzlich in Bad Neuenahr gegründete — die Gründer konnten, wie der Herr Bundesminister für Gesamtdeutsche Fragen ausführte, aus Zeitmangel die Gründung nicht wie vorgesehen in Goslar, Helmstedt oder Berlin tätigen — „Volksbewegung“ Unteilbares Deutschland auch richtig erkannt: Sie sieht ihre Aufgabe nicht im Verhandeln mit Ausschüssen und Behörden, sondern in der Förderung und Pflege des Zusammenhaltens aller Deutschen, um der Wiedervereinigung in einem freien deutschen Staat zu dienen.

Da es für Westdeutschland also inopportun wäre, sich für die Wiedervereinigung Deutschlands aus eigener Initiative zu erwärmen, muß der Kampf um das geeinte Deutschland wohl auch weiterhin den Deutschen jenseits des Eisernen Vorhangs überlassen bleiben. Sie riskieren für ihre Bemühung ja auch nicht den Verlust der Freundschaft einiger westlichen Politiker, sondern höchstens einige Jährchen Zuchthaus oder KZ. Damit die im Osten für Deutschlands Wiedervereinigung Kämpfenden erfahren, daß wir ihren Kampf nicht nur nicht vergessen, sondern auch unterstützen, feiern wir den 17. Juni und lassen unseren Bundespräsidenten in Berlin wählen.

Wenn die Abgeordneten zu dieser Wahl nach Berlin fliegen — durch die Zone zu fahren, wäre zu provozierend und würde vielleicht vom Westen als unliebsame nationalistische Demonstration verübelt — wird es der Bevölkerung der Deutschen Demokratischen Republik hell in den Ohren klingen: „Da fliegen sie über uns dahin nach Berlin, um uns zu zeigen, daß sie uns nicht vergessen haben. Dort steigt dann jeder in das ihm vom Berliner Senat zur Verfügung gestellte Auto, geht in sein Hotelzimmer, wählt am nächsten Tage in feierlichem Akt den neuen Bundespräsidenten, fährt zum Flugplatz und fliegt wieder zurück, und wenn dann wieder ihre Flugzeuge über uns hinwegbrausen, können wir getrost weiter für Deutschlands Vereinigung kämpfen: Wir stehen nicht allein, denn in Festakten wird unser gedacht!“

Udo Kollatz

(Fortsetzung von Seite 6)

wollten. Gleichzeitig aber machten sich jeweils Gruppen von 2 bis 3 Consemestern der bedrohten Alten Herrn auf den Weg, rückten ihnen auf die Bude und redeten ihnen gut zu, dem Bund ihr Band freiwillig zurückzugeben. Sie sagten ihnen, sie sollten es nicht zulassen, daß ihretwegen der ganze Bund gefährdet werde. Es war plötzlich nicht mehr die Rede von jenen emphatischen Beteuerungen, wie zum Beispiel: *B r u d e r t r e u e* trennt nur der Tod. Ja man verkehrte den Sinn dieses einleuchtenden Prinzips einfach in sein Gegenteil und sagte: nicht die Unbedrohten hätten die Pflicht, die Bedrohten zu schützen, sondern die Bedrohten hätten dafür zu sorgen, daß die Nichtbedrohten nicht in Verlegenheit kommen. Die so angeredeten Alten Herrn beherzigten den Wink mit dem Zaunpfahl und schickten ihr Band zurück. Und jetzt geschah das Unrühmliche: die Verbindungen nehmen diese Bandrückgaben an.

Einer der Alten Herrn meines eigenen Korps, dessen Bandrückgabe damals angenommen wurde, weil er eine jüdische Frau hatte, war der nachmalige erste Ministerpräsident des Landes Hessen, Prof. Karl Geiler. Dieser Vorfall hat dann aber eine ganze Reihe seiner ehemaligen Korpsbrüder, die ihn seinerzeit im Stiche gelassen hatten, nicht davon abgehalten, später seine Hilfe in Anspruch zu nehmen, als sie aus Fragebogen Gründen ihrerseits in die Verlegenheit geraten waren. Ich sage das nicht, damit wir jetzt gemeinsam über diese anderen Bedrängten den Stab brechen. Aber ich sage es deshalb, weil die vielgerühmte Korporationserziehung es offensichtlich nicht zustande gebracht hat, die moralischen Hemmungen eines wirklichen gentleman genügend stark in ihren Mitgliedern zu entwickeln. Was bedeutet es demgegenüber, wenn es ihnen in einem gewissen Grad gelungen ist, die Menschen dazu zu erziehen, daß sie sich in der Trunkenheit nicht vorbeibenehmen?

Und damit sind wir bei einem weiteren Kardinalfehler unserer Korporationserziehung angelangt, nämlich bei der, wenn ich mich so ausdrücken darf, *verbindungsstudentischen Werteskala*. Den farbentragenden Verbindungen haben zu allen Zeiten ausgezeichnete Männer angehört, Männer mit lauterer menschlicher Haltung, und von großen öffentlichen Verdiensten. Im ganzen war es gewiß keine schlechte menschliche Auslese, die sich in den Verbindungen auch noch in der wilhelminischen Zeit und später zusammenfand. Aber darum handelt es sich ja gar nicht, es geht darum, ob das spezifische Erziehungs- oder Lebensideal, dem die farbentragenden Verbindungen gehuldigt haben, den Ansprüchen unserer Zeit standgehalten hat und heute gewachsen ist.

Abgesehen von dem allgemeinen moralischen Sittenkodex und den Regeln guter und höflicher Umgangsformen gab es einen Kreis von *couleurfähigen* und nicht *couleurfähigen* Dingen, es gab Menschengruppen, mit denen man in *Couleur* verkehren durfte, und andere, mit denen man in *Couleur* nicht verkehren durfte. Staatsanwälte und Landräte waren *couleurfähig*, Journalisten, Politiker, Bahnwärter, Polizeidiener, Kellner, Arbeiter usw. waren es sehr viel weniger oder überhaupt nicht. Kollegs durfte man in *Couleur* besuchen — auch Spielkasinos, aber nicht Arbeitsstätten oder politische Versammlungen, wenigstens nicht solche bestimmter Parteien. Wer auf der Straße mit einem Zivilisten ohne *Couleur* ging, der erhob den Anspruch auf die rechte Seite.

Wir kommen hier zu dem *Anspruch*, einer *Elite* anzugehören, einem bevorrechtigten Stand — obwohl es in der Verfassung des Gemeinwesens schon seit vielen vielen Jahrzehnten bevorrechtigte Stände nicht mehr gab. Es lebte das Ideal feudaler Privilegien aus einer aristokratischen Adelsgesellschaft fort — obwohl die meisten Verbindungen Hervorbringungen des Bürgertums waren, das aber merkwürdigerweise, in Deutschland wenigstens, nicht den Ehrgeiz gehabt zu haben scheint, einen eigenen Lebensstil zu schaffen, sondern er vorzog, den Lebensstil des Adels nachzuahmen.

Das Schielen nach dem Vornehmen, nach dem Offiziellen, nach den Offizieren, nach dem Militärischen, die Geneigtheit zur Geringschätzung gegen Zivilisten spielte bei der Hinneigung zum Farbentragen mit. Die *Couleur* war niemals nur eine Art Unterscheidungszeichen — und niemals nur eine Art von Sportdreß oder Clubkluft. *Couleur* war immer mehr! Sie beanspruchte immer, mehr zu sein — so wurde das auch vom Volk, vom Mann auf der Straße, instinktiv empfunden. Und dieser Anspruch schuf eine Kluft zwischen Oben und Unten; er erschwerte ein unbefangenes Sichgeben im Verkehr mit allen Schichten der Bevölkerung.

Noch bedenklicher war es im Politischen. Die Weimarer Republik war niemals *couleurfähig*, nicht einmal zu der Zeit, zu der Herr Cuno, der Generaldirektor der HAPAG, Reichskanzler war. Die SPD war niemals *couleurfähig*; es ging dem *Couleur* denken gegen den Strich, daß so vornehme Personen wie Minister, Staatssekretär und andere hohe Beamte von irgendwelchen in Parlamenten sollten kontrolliert und angegriffen werden dürfen. Zum Ruin der Weimarer Republik und ihrer Entblößung von Autorität und Ansehen haben die Verbindungen sehr entscheidend mit beigetragen, obwohl sie nicht agitiert haben und nicht aktiv gegen den Staat tätig geworden sind — allein durch ihr Dasein, durch ihre betonte gesellschaftliche Distanz zu jeder Art von energischem und freiheitlichem, politischen und sozialen Geschehen.

Man kann und darf das heute nicht verharmlosen. Traditionen sind unheimlich zäh — und unheimlich zäh sind auch gruppenmäßige und gesellschaftliche Vorurteile. Nimmt man die alten Symbole wieder auf, so restauriert man immer auch bis zu einem gewissen Grad den Geist, den diese Symbole repräsentieren. Man hätte deshalb erwarten dürfen, daß nach diesen tragischen Schicksalen, die unser Land über sich hat ergehen lassen müssen, die Verbindungen ihrerseits nach 1945 aus freien Stücken auf Farbentragen — auch in geschlossenen Räumen, vor allem in der Öffentlichkeit und auf Mensuren — spontan verzichtet haben würden, und mit Energie daran gegangen wären, nun den Erfordernissen der Zeit entsprechende studentische Vereinigungen aufzubauen. Außerordentlich bedauerlich war gerade für die Universitäten nach 1945, daß gleich von Anfang an ein so großer Teil der Alten Herrn an gar nichts anderes dachte als an die reine Wiederaufrichtung der alten Formen.

In dem Augenblick, wo die Korporationen wieder in vollem Farbenschmuck durch die Straßen gehen und sich offiziell etablie-



ren, in dem Augenblick werden sofort die farbentragenden Verbindungen wieder repräsentativ für die deutsche Universität und für die Studentenschaft überhaupt — es mögen 80 Prozent nicht korporiert sein, die zählen einfach nicht, gezählt wird dann nach den sentimental Reminiszenzen und nach den Ressentiments, die in der Bevölkerung fortleben. Wenn man schon einmal das Unglück gehabt hat, einen totalen Zusammenbruch zu erleben — es liegt in diesem Unglück auch immer ein Segen. Man wird frei in seinen Entschlüssen und kann ganz unbefangen gewisse Traditionen fallen lassen, Traditionen, die zu schweren sozialen Mißverständnissen und Zerwürfnissen und Befangenheiten innerhalb des ganzen Volks geführt haben. Und das sollte man auch tun! Es war tatsächlich die Stunde des Zusammenbruchs, in der wir uns von einer Reihe solcher alten Formen, die vorbelastet waren mit Mißverständnissen, aus Gründen des sozialen und politischen Taktos hätten freimachen sollen. Ich habe es außerordentlich bedauert, daß in so großem Ausmaße eine Stimmung aufkam, die ich bezeichnen möchte, als die „Nun-erst-recht“-Stimmung, eine Stimmung, der — ich möchte sagen — pfahlbürgerlichen Rehabilitation. Man sagte etwa so: wir waren nicht am Nationalsozialismus schuld, wir haben niemals einen umgebracht, wir haben keine Verbrechen begangen, wir waren immer harmlos, wir haben so und sovieler nützliche Wirkungen gehabt, wir haben keinen Grund, uns zu verbergen und deshalb wollen wir auch in alter Frische die Farben wieder zeigen. Meine Damen und Herrn, das können Jungmädchenkränzchen machen und Pfahlbürger und Kegelclubs — das ist doch eine durchaus kleinbürgerliche, philiströse Auffassung in Zeiten, wie wir sie erleben.

Und deshalb richte ich den Appell gerade auch an die korporierten Studenten, sich zu überlegen, ob sie nicht die Wandlung, die von ihren Alten Herrn verabsäumt worden ist, in Zukunft tatkräftig betreiben wollen. Die anderen, die Nicht-Korporierten, fordere ich auf, es nicht durch eine feindselige Polemik den Korporationen, den farbentragenden Verbindungen schwer zu machen, ohne Prestigeverlust und ohne Einbuße an Selbstachtung sich umzuwandeln. Denn der ehrbewußte und freie Mensch will sich nicht unter Druck von außen umwandeln, sondern will eine Verwandlung und den Weg ins Neue aus freiem Entschluß vollziehen.

Ich möchte nicht schließen, ohne noch — auch aus meiner Erfahrung aus der damaligen Aufbauzeit — sehr zu bedauern, daß leider gerade die katholischen Verbindungen, die bei den Amerikanern von Anfang an eine gewisse Sonderstellung gehabt haben, von der Möglichkeit, sich als Erbe wieder in Farben aufzutun, Gebrauch gemacht haben. Die Folge war natürlich, daß nun die anderen farbentragenden Verbindungen nach dem gleichen Recht verlangten. Denn wenn man den konfessionellen Vereinigungen erlaubt, Farben zu tragen, dann muß man das auch allen andern Vereinigungen erlauben, die sich gesetzmäßig erhalten.

Ich will jetzt nicht die Frage untersuchen, ob die katholischen Verbindungen politisch vernünftiger waren als andere. Wenn sie das wirklich waren, dann hätte man aber von ihnen verlangen können, daß sie auch nach 1945 politisch vernünftiger sein und Verständnis für die große Linie der Universitäten zeigen würden. Sie hätten mit gutem Beispiel vorangehen und auf das Farbentragen und auf das ganze Drum und Dran verzichten sollen. Es war nicht ganz fair, daß sie sich ein Monopol des Farbentragens aneignen wollten. Sie waren es, die damals die große Bresche geschlagen und sich zum Schrittmacher des Wiederauflebens der alten Burschenherrlichkeit gemacht haben. Sie haben damit dazu beigetragen, daß sich die Universitäten heute in dieser schwierigen und ungünstigen Situation befinden. Sie hätten den Universitäten helfen können und helfen sollen. Sie haben es nicht getan.

Nun, was bisher versäumt worden ist, kann immer noch nachgeholt werden. Ich fordere Sie auf: unterstützen Sie die Universität, denn wenn ihre Professoren und die Rektoren der deutschen Universitäten jemals einen wirklich bedeutenden und gut begründeten Gedanken und ein gut begründetes Ziel haben, dann war es das, daß sie sich mit dieser Beharrlichkeit, mit dieser Festigkeit und diesem Ernst dagegen ausgesprochen haben, daß nach 1945 die farbentragenden Verbindungen wieder aufleben.

Stets

bereit  
schnell  
sauber  
sicher  
billig

Elektrizität

in jedem Gerät

Stadtwerke Frankfurt a.M.

# Es gibt Wichtigeres als Couleurdebatten

Wer als Unbefangener in der Juni-Nummer des DISKUS die Berichte und Stellungnahmen zu den Vorfällen im Frankfurter Studentenhaus am 28. Mai gelesen hat, muß annehmen, daß große Teile der Frankfurter Studentenschaft sich mit Ernst, Zielstrebigkeit und Energie der Frage des Farbentragens widmen. Als (nichtfarbentragender) Marburger Korporationsstudent weiß ich, daß sich auch ein beträchtlicher Teil der Marburger Studenten seit Jahren über dieselbe Frage mit demselben Ernst, derselben Zielstrebigkeit und Energie und oft mit ähnlichen Mitteln auseinandersetzt. Ähnliches gilt für die anderen westdeutschen Universitäten.

Bei nüchterner Betrachtung ist der Frage des Farbentragens, so wie sie nun schon seit Jahren in der studentischen Öffentlichkeit vorgetragen und nie beantwortet wird, überhaupt keine Bedeutung beizumessen. Es verwundert daher, mit welcher Ausdauer sie ihren Vorzugsplatz unter den Gesprächsthemen des westdeutschen Studenten so lange halten konnte. In dieser beängstigenden Dauerhaftigkeit der Couleurdiskussion ist aber eine echte Gefahr für die Entwicklung des studentischen Lebens und des Akademikertums zu sehen, nämlich daß der akademische Nachwuchs sich in einem Scheinproblem festdiskutiert, in unverantwortlicher Weise Zeit und Kraft daran vergeudet und dabei den Blick und das Gefühl der Verantwortung verliert gegenüber den echten Problemen, die an ihn herantreten.

Die Gefahr eines Versagens der Studentenschaft zeigt sich besonders in der Stellung der westdeutschen Studentenschaft zu den Fragen der Wiedervereinigung Deutschlands. Niemand wird bestreiten wollen, daß diese Grundfrage der Existenz unseres Volkes jeden Deutschen und in besonderem Maße den deutschen Studenten angeht. Und niemand wird bestreiten, daß sie ihrer Bedeutung nach weit vor den Couleurstreitigkeiten kommt. Leider vermißt man jedoch in der studentischen Öffentlichkeit und in der studentischen Presse in Westdeutschland fast völlig eine ernsthafte und vor allem dauerhafte Beschäftigung mit dieser Frage. Ein bezeichnendes Licht wirft auf diese Situation die Reaktion der westdeutschen Studenten auf das Ergebnis der Berliner Außenministerkonferenz, die die Wiedervereinigung Deutschlands auf unbestimmte Zeit vertagte. Es blieb bei vereinzelt Protestaktionen (Schweigemarsch in Bonn u. ä.), und nach den Semesterferien war die vertagte Wiedervereinigung vergessen.

Die Verbindung, der der Verfasser angehört (Verein Deutscher Studenten), beschäftigt sich sehr eingehend mit den Fragen der Politik und insbesondere der Wiedervereinigung. Als im Februar das Ergebnis der Berliner Konferenz bekannt wurde, da waren wir uns im VDSt-Marburg einig, daß auf diese Konferenz ein lauter Protest aller Deutschen folgen mußte. Wir glaubten und glauben noch, daß dieser Protest in erster Linie von der studentischen Jugend ausgehen mußte, denn eine einmütige Willenskundgebung der ganzen akademischen Jugend eines Volkes kann selbst im Ausland nicht überhört werden. Wir bereiteten eine Protestresolution vor, die wir den Vollversammlungen und Parlamenten der westdeutschen Studentenschaften vorlegen wollten, die u. a. auch den Studenten zur verantwortlichen Mitarbeit an den vielfältigen Problemen der Wiedervereinigung unseres Volkes aufrufen sollte.

Der VDSt Marburg legte die Resolution allen Marburger studentischen Vereinigungen vor. Auf einer Zusammenkunft von Vertretern dieser Vereinigungen sprachen sich alle für den Resolutionsentwurf aus. Mit großer Mehrheit nahm die Marburger Studentenvollversammlung die Resolution an. Sie beauftragte den Asta, die Resolution zu verbreiten, insbesondere sie den anderen deutschen Studentenvertretungen zuzusenden mit der Bitte, sie den jeweiligen Studentenvollversammlungen bzw. Parlamenten zur Beschlußfassung vorzulegen. Das geschah Mitte Mai, so daß zu hoffen war, daß alle Studentenschaften sich noch in diesem Semester der Resolution anschließen konnten. Doch der Marburger Asta bekam Bedenken. Er hielt sich nicht für kompetent, den ausdrücklichen Willen der Studentenvollversammlung auszuführen, ohne vorher das Amt für Gesamtdeutsche Studentenfragen gehört zu haben. Das AGSF hielt sich nicht für kompetent, eine Entscheidung zu fällen, ohne den 1. Vorsitzenden des VDS zu hören. Der 1. Vorsitzende des VDS hielt sich nicht für kompetent, zu entscheiden, ohne die Delegiertenkonferenz zu hören. Fehlte nur noch, daß die DK sich nicht für kompetent erklärte, zu entscheiden, ohne die Studentenschaften zu hören! Nun endlich entschloß sich unser Asta, nachdem Wochen in sinnlosem Schriftverkehr vergangen sind, die Resolution den anderen Studentenvertretungen zuzusenden.

Gerade an diesem Punkt beginnt die Aufgabe für die studentischen Gemeinschaften aller Art, ob sie sich Korporation nennen, Farben tragen, schlagen oder sich „freie“ Vereinigung nennen, Farbentragen und Schlagen ablehnen: Den jungen Studenten zum verantwortlichen Staatsbürger und zum verantwortlichen Deutschen zu erziehen, ihm klar zu machen, daß er seinem Volk gegenüber Pflichten und Aufgaben hat, die er niemandem delegieren kann. Beruhigen wir uns nicht damit, daß diese Erziehungsaufgabe den Schulen und der Universität zufalle! Was Schule und Universität hier leisten, ist viel zu wenig. Die studen-

tischen Gemeinschaften dürfen hier nicht versagen, sonst hat Deutschland in absehbarer Zeit keine echte Führungsschicht mehr. Dann sind wir reif für die nächste Diktatur.

Karl Otto Fröhlich

## Gegen Mißverständnisse

Der „schwarze Freitag“ im Frankfurter Studentenhaus hatte eine helle Seite: die Ereignisse jenes Tages haben klar die Absurdität der bisherigen polemischen Diskussion über die sogenannte Korporationsfrage gezeigt.

Einer von den wenigen gemeinsamen Grundsätzen aller Verbindungen ist, daß sie sich fast ausschließlich „nach innen“ betätigen, das Streben nach Verwirklichung ihrer Prinzipien also streng auf ihre Mitglieder beschränken. Sie sehen ihre erste Aufgabe darin, die akademische Erziehung, die aus offensichtlichen Gründen gegenüber Forschung und Lehre seit langem gänzlich ins Hintertreffen geraten ist, durch ein enges, bewußt straffes Gemeinschaftsleben in kleinem Kreise zu übernehmen. Daß dies nicht ohne die vielgeschmähte Exklusivität, will sagen eine bewußte Auslese möglich ist, muß nicht weiter erläutert werden. Daß diese Auslese sich nicht auf den väterlichen Geldbeutel, sondern ausschließlich auf den Charakter des Mitgliedes bezieht, wird jeder bestätigen, der nur einmal bei einer Korporation zu Gast war.

Weiter ist allen Verbindungen die Traditionspflege gemeinsam, die sich auf die Erhaltung bewährter Gedanken und Formen bezieht, ohne sich jedoch dem Neuen zu verschließen. Wie wäre es sonst denkbar gewesen, daß das Verbindungswesen in einer Zeit wieder auflebte, als noch eine desillusionierte, nüchterne und kritische Kriegsgeneration den überwiegenden Teil der Studentenschaft bildete?!



Hierin erschöpft sich beinahe schon das, was man über „die Korporationen“ allgemeingültig aussagen kann. In Wahrheit nämlich bilden diese nicht etwa einen geschlossenen Block innerhalb der Studentenschaft; sie stellen eine lose Gruppe von höchst verschiedenen Einzelvereinigungen dar. So gibt es musische, sportliche und konfessionelle Verbindungen, solche, die sich nach einer bestimmten politischen Richtung orientieren, und solche, die kein „Spezialgebiet“ im Sinne der vorgenannten haben. Innerhalb dieser großen Kategorien wiederum ist jeder einzelne Bund bewußt individuell. Fast jede Gruppe von Korporationen steht mit ihren Anliegen irgendwelchen nicht korporativen Gruppen näher als den Korporationen einer anderen Kategorie, so z. B. die katholischen den „freien“ Vereinigungen ihrer Konfession und die musischen den entsprechenden Clubs an der Universität. Nicht einmal über die Frage des Farbentragens und des Mensuren-schlagens — die doch in der Öffentlichkeit allgemein als das Kriterium der Verbindungen überhaupt angesehen wird — herrscht unter diesen Einmütigkeit; ganz im Gegenteil!

Die verhältnismäßige Abgeschlossenheit der Korporationen von der Öffentlichkeit hatte und hat nun zur Folge, daß nur wenige Außenstehende wissen, wie das Verbindungsleben wirklich aussieht. Diese Unkenntnis hat leider bewirkt, daß von gewissen Kreisen ein sehr verzerrtes Bild von den Korporationen entworfen werden konnte. Die allgemein bekannten massiven und oft diffamierenden Angriffe, in denen — terrible simplification! — die Verbindung grundsätzlich (und meist nicht ohne eine gewisse Absicht) in einen Topf geworfen wurden, haben diese naturgemäß in eine gemeinsame Verteidigungsstellung gedrängt. Hieraus ist eine Art zweckgebundene Notgemeinschaft entstanden, die sich an einigen Universitäten in der Gründung von Korporationsringen informativen und beratenden Charakters manifestiert. Diese wollen vor allem der völligen Verdrängung der Korporationen aus der studentischen Öffentlichkeit, z. B. durch die Aufstellung gemeinsamer Kandidaten für die Selbstverwaltung entgegenwirken, eine Praxis, die bei den politischen Hochschulgruppen seit jeher Usus ist. Die Existenz von Korporationsringen wiederum wird oft als Beweis dafür genommen, daß die Verbindungen „doch im Grunde alle dasselbe wollen“. Daß hier Ursache und Wirkung verwechselt werden, dürfte einleuchten.

Das Fazit aus allem ist, daß eine vernünftige Auseinandersetzung mit den Verbindungen nur dann sinnvoll sein kann, wenn man ihre Wesensverschiedenheit und ihre Vielfalt erkennt, sich von der fatalen Vorstellung, sie seien „eine Partei mit obskuren Intentionen“, endlich freimacht. Es ist nun einmal nicht möglich, die „Korporationsfrage endgültig, unmißverständlich für alle“ (G. Weber) zu beantworten, da es gar keine Korporationsfrage in diesem Sinne geben kann. Ebenso möge es klar geworden sein, daß eine Diskussion über Wert und Sinn der Verbindungen sich unmöglich von der allgemeinen Frage nach den Formen des studentischen Gemeinschaftslebens trennen läßt, da das, was man unter den Begriff Korporationen subsumiert, weit in gänzlich andere Sphären akademischer Gemeinschaftsbildung hineinreicht.

Zwei prominente Vertreter der westdeutschen Professorschenschaft, die beide weder selbst korporiert noch wegen allzu großen Sympathisierens mit den Verbindungen bekannt sind, haben kürzlich vor Studenten in Couleur gesprochen: der Würzburger Rektor vor dem Kösemer Kongreß und Prorektor Prof. Hork-

heimer, Frankfurt, vor dem Coburger Convent. Beide haben gewiß nicht „kapitulieren“ oder sich gar mit den Bestrebungen dieser Korporationsverbände identifizieren wollen; sie haben lediglich eine an sich in akademischen Kreisen selbstverständliche, angesichts der gegenwärtigen Umstände aber wirklich vorbildliche und achtenswerte Toleranz gezeigt. Dies und nicht mehr erwarten die Korporierten auch von der studentischen Öffentlichkeit. — Jeder, der diese Toleranz aufbringt und dazu den guten Willen, sich sachlich zu informieren, wird sehr schnell feststellen, wie wenig die Verbindungen mit dem Bild gemeinsam haben, das „man“ heute von ihnen zu haben pflegt.

Peter Welter

## Badehose und Couleur

Das Frankfurter Studentenparlament hat am 23. Juni beschlossen, sich beim Senat für das Aufheben des Verbotes des Farbentragens in der Öffentlichkeit einzusetzen. Der Beschluß verzichtete ausdrücklich auf eine Empfehlung hinsichtlich für das Universitätsgebiet geltenden Bestimmungen.

Bestimmt wird dieser Beschluß Staub aufwirbeln und kräftig angegriffen werden. Man kann wohl starke Bedenken hegen, daß vielleicht reaktionäre Gruppen mit Rechtsdrill nicht nur den kleinen Finger, sondern gleich die ganze Hand nehmen, daß, wie von den Gegnern des Antrages zu bedenken gegeben wurde, an unserer Universität Kreise, die mitschuldig am Sturz der Weimarer Republik gewesen seien, und überhaupt der alte Kastengeist sich wieder breit machen könnten. Die Frage ist also durchaus berechtigt, ob der Schritt, den man beim Senat unternehmen will, wirklich in allem nur Vorteile mit sich bringt.

Aber das Parlament stand nicht vor der Frage, ob etwas politisch klug oder zweckmäßig sei, sondern ob einer Gruppe Studenten ein ihr zustehendes Recht, das der freien Meinungsäußerung und der freien Gestaltung des Verbindungslebens, zugestanden werden solle oder nicht. Eine Entscheidung aus dieser Rücksicht sollte eigentlich nicht schwer fallen.

Diese Ansicht kam in dem Antrag — nebenbei: von einem Nichtkorporierten eingebracht — deutlich zum Ausdruck. Darin wurde Bezug genommen auf Urteile von Oberverwaltungsgerichten, die das Farbentragen auch in der Öffentlichkeit gestattet hatten. Ein Zustand sollte beseitigt werden, der eine gewisse kleine Gruppe einseitig benachteiligt.

In der Erörterung über das Wesen von Band und Mütze, die leider über eine tiefstehende Grundsatzdebatte nicht hinaus kam, fiel das Wort von der Badehose. Die demokratische Ordnung würde nicht ins Wanken geraten, wenn einige wenige Studenten plötzlich den Entschluß faßten: ab morgen wollen wir nur noch in der Badehose an der Uni erscheinen. Kein Mensch könne sie deswegen bestrafen. So ähnlich solle man doch auch das Farbentragen auffassen. Und ein anderer Kommilitone glaubte, daran erinnern und hierzu in Parallele setzen zu müssen, daß in der Nazizeit unter einer Mehrheit von 80 Millionen Deutschen eine kleine rassische Minderheit von Juden in den Gaskammern umgebracht wurde. Die Mehrheit hätte hier eine Minderheit einfach liquidiert.

Nun, der letzte Vergleich schien mir ein bißchen bombastisch, und was den ersteren angeht, so weiß jeder, daß die Anhänger und Gegner des Farbentragens dieses leider nicht als bloßen Bierulk auffassen. Aber etwas richtiges scheint mir daran zu sein. Denn auch bei den Farbentragenden handelt es sich um eine kleine Minderheit (etwa 600 farbentragende Korporierte) die einem mehr oder weniger bedenklichen „Bierulk“ — oder „Ritual“, wie es auch genannt wurde — huldigt. Sie wird bei uns zwar nicht in die Gaskammer, aber gewissermaßen in ein geistiges Ghetto gesperrt. Sie sind in ihrer Eigenschaft als „Colorierte“ bei uns nicht erwünscht.

Eine Bedingung unserer so gepriesenen demokratischen Freiheit ist aber die Toleranz, jene Eigenschaft, auch die Rechte einer Minderheit anzuerkennen, selbst wenn es einem nicht paßt. Und es liegt nun einmal ein Urteilsspruch eines Oberlandesgerichtes vor, der das Tragen von Farben in der Öffentlichkeit erlaubt. Es handelt sich hierbei ja nicht darum, ob etwas sympathisch oder nicht ist, sondern ob etwas gerecht oder ungerecht ist, wobei es keine Rolle spielt, ob es 6 oder 600 oder 6000 Leute betrifft. Man mag zu den Korporationen stehen, wie man will, die Rechte, die man für sich in Anspruch nimmt, darf man anderen nicht verweigern, aber das geschieht, wenn den Korporationen die Haltung und die äußere Form ihrer Verbindung diktiert und das als die Bedingung gestellt wird, unter der allein sie den anderen Organisationen gleichgestellt werden können. Es bleibt den Kommilitonen mit anderer Auffassung von studentischem Gemeinschaftsleben unbenommen, gegen die Couleurstudenten aufzutreten und etwas Besseres zu zeigen, aber alle müssen von vornherein die gleichen Chancen haben, weil etwas anderes unfair wäre.

Ausdrücklich wurde in der Entschließung von der Frage des Farbentragens das Mensurschlagen abgetrennt, ja, das Parlament erkannte in puncto Mensurschlagen die Entscheidung des Senates nicht nur an, sondern erklärte, sie voll zu bejahen und zu unterstützen. Man blieb auch bei dieser Formulierung, als ein Waffenstudent das Parlament ersuchte, die Worte „bejahen und unterstützen“ durch das Wort „respektieren“ oder einen ähnlichen neutraleren Ausdruck zu ersetzen, und lehnte diesen Antrag ab.

Damit hat die Mehrheit des Parlamentes gezeigt, daß sie nicht gesonnen ist, restaurative Tendenzen zu fördern, sondern grundsätzlich gleiches Recht für alle bejaht. Darum, und nur darum halte ich den Beschluß des Parlamentes für begrüßenswert.

Karl Joseph Marschall

### An die Abonnenten des DISKUS

Ende dieses Semesters läuft ein Teil der Jahresabonnements auf den DISKUS ab. Denken Sie bitte rechtzeitig an die Verlängerung. Sie ersparen sich Ärger und uns Kosten und Mühe. Den Abonnementspreis können Sie bei unseren Verkäufern oder unserer Geschäftsstelle unter Abgabe des Bestellscheins einzahlen.

#### BESTELLSCHEIN

Liefere Sie mir bitte weiterhin den

#### DISKUS

Frankfurter Studentenzeitung

zum Preise von DM 1,— pro Jahr zuzügl. DM —,50 Zustellgebühr.

Den Abonnementspreis habe ich bezahlt.  
werde ich überweisen.

Name: .....  
Wohnort: .....  
Postamt: .....  
Straße: .....

### Auch für Sie

ist der Führerschein unentbehrlich!

Benutzen Sie die günstige Gelegenheit und lassen Sie sich von mir beraten, wie Sie ohne Zeitverlust den Führerschein erwerben können. Tragen Sie sich unverbindlich in die im Asta ausliegende Liste ein, Sie erfahren dort nähere Einzelheiten.

Fahrschule ALFRED BEERBAUM  
Frankfurt am Main, Bertramstraße 18 — Tel. 51988

*foto*  
**WAGNER** berät Sie gern in allen Fotofragen  
BOCKENHEIMER WARTE · RUF 71657

Der Zentral-Verlag für Dissertationen Tritsch-Düsseldorf-B, Jahnstraße 36, druckt Dissertationen preisgünstig. Angebote unverbindlich!

# Was war es doch . . .

Von Katherine Mansfield

„Hier ist's gemütlich“, piepste der alte Mr. Woodfield, und er guckte aus dem großen, grünledernen Armsessel neben dem Schreibtisch seines Freundes, des Chefs, wie ein Baby aus seinem Wagen. Die Unterredung war vorbei; es war Zeit für ihn, zu gehen. Aber er wollte nicht gehen. Seit dem er sich zurückgezogen hatte, seit seinem . . . Schlaganfall, hielten ihn die Frau und die Mädchen die ganze Woche über im Haus eingesperrt, mit Ausnahme des Dienstag. Am Dienstag wurde er angezogen und gebürstet und er durfte für den Tag in die Stadt zurück. Doch was er dort tat, konnten sich die Frau und die Mädchen nicht vorstellen. Seinen Freunden zur Last fallen, vermuteten sie . . . Nun, vielleicht war es so. Nun ja, wir hängen alle an unseren letzten Freunden wie ein Baum an seinen letzten Blättern. Da saß also der alte Woodfield, rauchte eine Zigarre und starrte beinahe gierig auf den Chef, der sich in seinem Bürosessel wälzte, wohlbeleibt, rosig, fünf Jahre älter als er, und noch immer unverwundlich, immer noch die Zügel in der Hand. Es tat einem wohl, ihn anzusehen.

Nachdenklich, bewundernd fügte die alte Stimme hinzu, „gemütlich ist's hier drin, auf mein Wort!“

„Ja, ist komfortabel genug“, stimmte der Chef zu, und trommelte mit dem Brieföffner auf die Financial Times. In der Tat, er war stolz auf sein Zimmer; er hatte es gern, wenn es bewundert wurde, besonders von dem alten Woodfield. Es gab ihm das Gefühl einer tiefen, gründlichen Befriedigung, in der Mitte davon zu sitzen, den Blick dieser gebrechlichen alten Gestalt mit dem Halstuch auf sich gerichtet.

„Ich hab's kürzlich herrichten lassen“, erklärte er, wie er schon seit — wie vielen? — Wochen erklärte. „Neuer Teppich“ und er deutete auf den hellroten Teppich mit einem Muster aus weißen Ringen. „Neues Möbel“ und er nickte gegen den massiven Bücherschrank und den Tisch mit Beinen wie aus sich windendem Sirup. „Elektrische Heizung!“ Er schwang die Hand beinahe triumphierend gegen die fünf durchsichtigen, perlartigen Würste, die so sanft in der geheizten Kupferpfanne glühten.

Aber er zog die Aufmerksamkeit des alten Woodfield nicht auf die Photographie über dem Tisch, die einen ernstblickenden Jungen in Uniform darstellte, in einem jener geisterhaften Photographenparks mit Photographensturmwolken hinter ihm. Sie war nicht neu. Sie hing schon über sechs Jahre dort.

„Da war etwas, was ich Ihnen erzählen wollte“, sagte der alte Woodfield, und seine Augen wurden trübe, als er nachdachte. „Was war es doch? Ich hatte daran gedacht, als ich heute morgen wegging.“



Seine Hände begannen zu zittern, und rote Flecken zeigten sich über seinem Bart. Armer alter Junge, er pfeift auf dem letzten Loch, dachte der Chef. Er fühlte sich gütig und blinzelte dem alten Mann zu und sagte scherzend, „Ich sag Ihnen was. Ich hab da einen Tropfen von was, das wird Ihnen guttun, eh Sie wieder hinaus in die Kälte gehen. Es ist ein wundervoller Stoff. Er würde keinem Kind was tun.“ Er nahm einen Schlüssel von der Uhrkette, schloß ein Schränkchen unten im Schreibtisch auf und zog eine dunkle gedrungene Flasche hervor. „Das ist Medizin“, sagte er. „Der Mann, von dem ich sie bekam, sagte mir im Vertrauen, daß sie aus den Kellern von Schloß Windsor kommt.“

Der alte Woodfield sperrte den Mund auf bei dem Anblick der Flasche. Er hätte nicht erstaunter sein können, wenn der Chef ein Kaninchen hervorgeholt hätte.

„Es ist Whisky, nicht wahr?“ piepste er schwach.

Der Chef drehte die Flasche und zeigte ihm liebevoll das Etikett. Whisky war es.

„Wissen Sie“, sagte er, staunend auf den Chef blickend, „zu Hause lassen sie mich ihn nicht anrühren.“ Und er sah aus, als wollte er zu weinen anfangen.

„Ah, davon verstehen wir ein bißchen mehr als die Damen“, rief der Chef, nach zwei Bechern greifend, die auf dem Tisch mit der Wasserflasche standen und goß einen reichlichen Finger hoch in jedes. „Schütten Sie ihn hinunter. Es wird Ihnen guttun. Und kein Wasser hinein. Es wäre eine Sünde, einen Stoff wie diesen zu verpanschen. Ah!“ Er goß seinen hinunter, zog sein Taschentuch heraus, wischte sich hastig den Schnurrbart ab und schielte auf den alten Woodfield, der den Whisky im Mund rollen ließ. Der alte Mann schluckte, war einen Augenblick still, und dann sagte er mit schwacher Stimme: „Er schmeckt nach Nuß!“

Der Whisky wärmte ihn und er fühlte, wie ihm die Wärme bis in sein erstarrtes Gehirn kroch — da erinnerte er sich.

„Ich hab's“, sagte er, sich aus dem Stuhl hebend. „Ich dachte, Sie würden es gerne erfahren. Die Mädchen waren in Belgien letzte Woche und sahen sich das Grab unseres armen Reggie an, und da kamen sie zufällig an dem Ihres Jungen vorbei. Sie sind ganz nahe beieinander, scheint es.“

Der alte Woodfield hielt inne, aber der Chef gab keine Antwort. Nur ein Zittern in seinen Augenlidern zeigte, daß er es gehört hatte.

„Die Mädchen waren entzückt, wie der Platz gehalten ist“, piepste die alte Stimme. „Wunderbar gepflegt. Es könnte nicht besser sein, wenn sie daheim lägen. Sie waren noch nicht drüben, nicht wahr?“

„Nein, nein!“ Aus verschiedenen Gründen war der Chef noch nicht drüben gewesen.

„Meilenweit erstreckt sich das“, sagte mit zitternder Stimme der alte Woodfield, „und es ist alles so nett wie ein Garten. Blumen wachsen auf allen Gräbern. Und schöne breite Wege.“ Seiner Stimme merkte man an, wie sehr er einen schönen breiten Weg liebte.

Dann kam wieder eine Pause. Auf einmal wurde der alte Mann erstaunlich lebhaft.

„Wissen Sie, was sich das Hotel für ein Döschen Marmelade von den Mädchen zahlen ließ?“ piepste er. „Zehn francs! Räuberei nenn ich das. Es war ein kleines Döschen, sagte Gertrude, nicht größer als ein Zweieinhalbschilling-Stück. Und sie hatte nicht mehr als einen Löffel voll genommen. Und da haben die zehn francs verlangt. Um ihnen eine Lektion zu erteilen, hat Gertrude das Döschen mitgenommen. Auch ganz richtig. Das ist unsere Gefühle ausgenutzt. Sie glauben, wenn wir dort einen Blick umhergeworfen hätten, wären wir bereit, alles zu bezahlen. Das ist's.“ Und er wandte sich zur Tür.

„Ganz richtig, ganz richtig!“ rief der Chef, obgleich er keine blasse Ahnung hatte, was ganz richtig war. Er kam hinter seinem Schreibtisch hervor, folgte den schlurfenden Fußstritten bis an die Tür und brachte den alten Burschen hinaus.

Woodfield war gegangen.

Für eine Weile stand der Chef da und starrte ins Leere, während der grauhaarige Bürodienner, der aus seinem Verschlag herauskam und wieder hineinging, ihn betrachtete, wie ein Hund, der darauf wartet, zum Spaziergang mitgenommen zu werden. Dann sagte der Chef: „Ich will für eine halbe Stunde niemand sehen, Macey. Verstanden? Überhaupt niemand.“

„Sehr wohl, Sir.“

Die Tür wurde geschlossen, die festen schweren Schritte gingen über den hellen Teppich zurück, der plumpe Körper fiel nieder in den gefederten Sessel. Der Chef legte sich nach vorn über und bedeckte das Gesicht mit den Händen. Er wollte, er nahm sich vor, er traf Anstalten um zu weinen . . .

Es war ein schrecklicher Schock für ihn gewesen, als der alte Woodfield plötzlich die Bemerkung über das Grab des Jungen auf ihn geschleudert hatte. Es war genau so, wie wenn die Erde sich geöffnet hätte und er den Jungen dort hätte liegen sehen und Woodfields Töchter auf ihn herabstarrten. Denn es war seltsam. Obwohl über sechs Jahre vergangen waren, konnte der Chef nie anders an den Jungen denken als läge er unverändert da, in seiner makellosen Uniform, für immer schlafend. „Mein Sohn!“ stöhnte der Chef. Aber noch kamen keine Tränen. Früher, in den ersten Monaten, und sogar noch Jahre nach des Jungen Tod, brauchte er nur diese Worte auszusprechen und eine solche Gram überkam ihn, daß nur noch ein heftiger Tränenausbruch ihn erleichtern konnte. Die Zeit werde daran nichts ändern, hatte er damals jedermann erklärt. Andere Menschen könnten sich vielleicht wieder erholen, ihren Verlust überwinden, aber er nicht. Wie war es möglich? Der Junge war sein einziger Sohn. Seit seiner Geburt hatte er gearbeitet, um dieses Geschäft für ihn aufzubauen; er hatte keinen anderen Gedanken, als daß es für den Jungen sei. Das Leben hatte schließlich nur den einen Sinn bekommen. Wie hatte er sich geplagt, sich alles versagt, wenn nicht mit der Hoffnung um alles auf der Welt, daß der Junge in seine Fußstapfen treten und es weiterführen würde, wo er aufhören müßte? Und das Versprechen war so nahe daran erfüllt zu werden. Der Junge war vor dem Kriege ein Jahr lang im Büro gewesen, um sich einzuarbeiten. Jeden morgen waren sie zusammen weggegangen; waren im gleichen Zug zurückgekommen. Und wie hatte man ihn zu seinem Sohn beglückwünscht! Kein Wunder; er hatte sich großartig im Geschäft angelassen. Und seine Beliebtheit bei den Angestellten! Jeder von ihnen, hinunter bis zum alten Macey, konnten sich nicht genug tun mit ihm. Und das hatte ihn gar nicht verwöhnt. Nein, er war die aufgeweckte Natürlichkeit selber, mit dem richtigen Wort für jedermann, mit dem jugenhaften Blick und seiner Art zu sagen: „Einfach glänzend!“

Aber all das war vorbei und abgetan, als wäre es niemals gewesen. Der Tag war gekommen, an dem Macey ihm das

Telegramm ausgehändigt hatte, das den Himmel über seinem Kopf zusammenbrechen ließ. „Wir bedauern tief, Ihnen mitteilen zu müssen . . .“ Und er hatte das Büro verlassen als ein gebrochener Mann, dessen Leben ruiniert ist.

Das war vor sechs Jahren gewesen, vor sechs Jahren . . . Wie schnell die Zeit verging! Es war ihm, als wäre es gestern gewesen. Der Chef nahm die Hände vom Gesicht; er war erstaunt. Irgend etwas stimmte nicht mit ihm. Er fühlte nicht, was er fühlen wollte. Er entschloß sich aufzustehen und einen Blick auf die Photographie des Jungen zu werfen. Aber es war keine günstige Photographie von ihm; der Ausdruck war unnatürlich. Er war kalt, sogar finster. Der Junge hatte nie so ausgesehen.

In diesem Augenblick bemerkte der Chef, daß eine Fliege in sein breites Tintenglas gefallen war. Hilfe, Hilfe riefen die zappelnden Beine. Aber die Wände des Tintenglases waren naß und schlüpfrig; sie fiel wieder zurück und begann zu schwimmen. Der Chef nahm eine Feder, holte die Fliege aus der Tinte heraus und schüttelte sie auf ein Stück Löschpapier. Für den Bruchteil einer Sekunde lag sie still auf dem dunklen Fleck, der um sie herum versickerte. Dann schlangen die Vorderbeine, fanden Halt, und ihren kleinen durchweicherten Körper herausziehend begann sie die ungeheure Arbeit, die Flügel von Tinte zu reinigen. Oben und unten, oben und unten ging das Bein den Flügel entlang, wie der Wetzstein an der Sense. Dann kam eine Pause. Die Fliege schien auf den Zehenspitzen zu stehen, sie versuchte zuerst einen, dann den anderen Flügel auszubreiten. Es gelang schließlich, und dasitzend begann sie sich wie ein winziges Kätzchen das Gesicht zu reinigen. Nun aber konnte man sich vorstellen, wie erleichtert und freudig die kleinen Vorderbeine aneinander sich rieben. Die schreckliche Gefahr war vorüber; sie war ihr entkommen; sie war wieder bereit für das Leben.

Aber gerade da hatte der Chef einen Einfall. Er tauchte die Feder wieder in die Tinte, stützte sein dickes Handgelenk auf das Löschpapier, und als die Fliege ihre Flügel probierte, kam ein großer schwerer Klecks herab. Was würde sie damit anfangen? Was in der Tat! Das kleine Ding schien vollständig entmutigt, betäubt, und wagte kaum vor Angst, was im nächsten Augenblick geschehen würde, sich zu bewegen. Aber dann, wie wenn es schmerzvoll wäre, schleppte sie sich vorwärts. Die Vorderbeine ruderten in der Luft, fanden einen Halt, und, diesmal langsamer, begann das ganze Unterfangen von vorne.

Sie ist ein mutiger kleiner Teufel, dachte der Chef, und er fühlte wirklich Bewunderung für den Mut der Fliege. Das war die richtige Art, die Dinge anzupacken; das war der richtige Geist. Niemals aufgeben; es war einzig eine Frage des . . . Aber die Fliege hatte wieder ihre Aufgabe beendet, und der Chef hatte gerade noch Zeit, die Feder wieder zu füllen und einen weiteren dunklen Tropfen hübsch genau auf den frisch gereinigten Körper zu schütteln. Aber was war diesmal? Ein schmerzlicher Augenblick der Ungewißheit folgte. Aber siehe da, die Vorderbeine zappelten wieder; der Chef fühlte Erleichterung. Er beugte sich über die Fliege und sagte zärtlich: „Du verschlagenes kleines Biest.“ Und er hatte plötzlich den glänzenden Einfall, sie anzubläsen, um dem Trocknungsprozeß nachzuhelfen. Alles das gleiche, nur waren jetzt ihre Bemühungen etwas verzagter und schwächer, und der Chef entschied, als er die Feder tief in das Tintenglas tauchte, daß es diesmal das letzte Mal sein sollte.

Es war das letzte Mal. Der Tropfen fiel auf das durchgeweichte Löschpapier, und die durchnässte Fliege lag darin und rührte sich nicht. Die Hinterbeine klebten am Körper; die Vorderbeine waren nicht zu sehen.

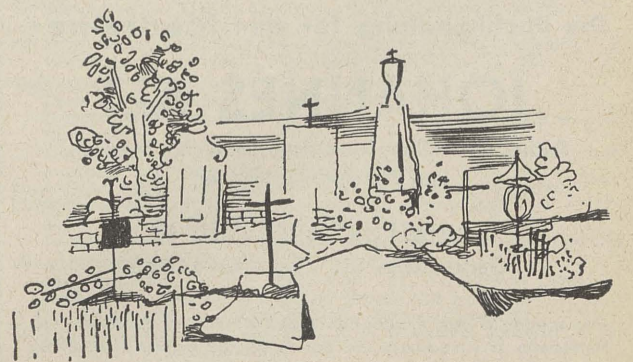
„Komm schon“, sagte der Chef. „Paß auf!“ Und er stupste sie mit der Feder — vergebens. Nichts geschah oder schien zu geschehen. Die Fliege war tot.

Der Chef hob den Leichnam mit der Spitze des Papiermessers und schleuderte ihn in den Papierkorb. Aber ein solch quälendes Gefühl von Elend ergriff ihn, daß er buchstäblich Angst bekam. Er fuhr hoch und klingelte nach Macey.

„Bringen Sie mir etwas frisches Löschpapier“, sagte er streng. „Nur immer fix.“ Und während der alte alte Hund davontappte, fragte er sich, worüber er vorhin nur nachgedacht hatte. Was war es doch gewesen? Es war . . . Er nahm sein Taschentuch heraus und wischte sich die Innenseite seines Kragens ab. Ums Leben, er konnte sich nicht mehr daran erinnern.

Mit der freundlichen Erlaubnis des autorisierten Übersetzers, Herbert E. Herlitschka, aus dem Englischen übertragen, von H. W. Nicklas.

Zeichnungen: Chr. Schmolck



# American Nationalism — ohne Hochmut?

Die Ausführungen von Prof. Henry Steele Commager von der Columbia-Universität am 21. Juni im Englischen Seminar über „The Origins and Nature of American Nationalism“ wären sicher einer detaillierten Erörterung wert. Hier soll aber nur auf einige wesentliche Punkte eingegangen werden.

Zunächst zu dem, was Prof. Commager zu den Ursprüngen des amerikanischen Nationalismus sagte:

Das Nationwerden sei den Amerikanern aus vielen Gründen besonders schwer geworden. Um so höher sei der Zusammenschluß der 13 Kolonien zu werten — eine Feststellung, an die sich sogleich der Vergleich mit der heutigen europäischen Situation angeschlossen. — Wir sind freilich gewohnt, von Amerikanern den Zusammenschluß der 13 Staaten als mahnendes Beispiel vorgehalten zu bekommen; daß aber Prof. Commager, ein bedeutender Historiker, seine Ausführungen mit diesem Vergleich begann, daß also auch er unterstellte, die heutige Stellung der europäischen Völker zueinander, die in einer jahrhundertelangen Geschichte ihre nationalen Eigenarten bis in alle Lebenszweige ausprägten, entspreche der Situation der 13 Kolonien vor ihrer Vereinigung, war immerhin erstaunlich.

Die Schwierigkeiten der Kolonien, zu einer Nation zusammenzuwachsen, seien schon deshalb so groß gewesen, weil ihre Bevölkerung „extremely heterogeneous“ gewesen sei. Aber von den 13 Kolonien geht nur eine nicht auf englische Gründung, sondern Eroberung zurück: das ursprünglich holländische New York. Englische Erwerbungen französischer Territorien, die eine nennenswerte französische Bevölkerung aufwiesen, gingen bekanntlich nicht in den USA auf. Die nordeuropäischen Kolonisten (etwa in Delaware) fielen kaum ins Gewicht, beachtlich ist freilich der deutsche Prozentsatz in Pennsylvania. Aber es ist bezeichnend, wie schnell diese nicht-englische Bevölkerung sich der freiheitlichen Lebensart der englischen Siedler anpaßte. Ganz abgesehen von diesem Assimilationsprozeß war die Mehrheit der Menschen in den 13 Kolonien um die Zeit des Unabhängigkeitskrieges englischer Abkunft; die Behauptung von der außerordentlichen Heterogenität ist daher unverständlich.

Auch zum zweiten Fragenkomplex, nämlich zur Eigenart des Nationalgefühls, waren Prof. Commagers Ausführungen sehr interessant:

Nie habe sich der amerikanische Nationalismus an feindseligen Gefühlen gegen andere Völker oder gar an Kriegen hochgerankt. — Aber hat nicht der antibritische Geist des Unabhängigkeitskrieges entscheidend geholfen, die neue Nation zusammenzuführen? Freilich, Kriege gegen andere Staaten sind nicht sehr viele geführt worden; aber dazu bot die neue Welt auch kaum Gelegenheit. Dafür wurde ein jahrhundertelanger Kleinkrieg gegen die Ureinwohner des Landes geführt. Wie dieser Kampf auf den Nationalcharakter wirkte, kann jeder an den beliebten Wildwestfilmen und ihrer stets gleichbleibenden Darstellung der Indianer als dummer Tölpel studieren.

Daß der amerikanische Nationalismus stets Sache des ganzen Volkes gewesen sei, wurde gern geglaubt. Verwunderlich aber war, daß diese Tatsache von Prof. Commager der Ausbildung der europäischen Nationalismen gegenübergestellt wurde, etwa der Entstehung des deutschen Nationalgefühls, für das „intellectuals and militarists“ verantwortlich gewesen seien. Unsere Vorstellung, daß 1813 und 1848 Bewegungen gewesen seien, die vom ganzen deutschen Volk getragen wurden, müssen wir also revidieren. — Es wurden in diesem Zusammenhang scharfe Hiebe ausgeteilt gegen die europäische Nationalgefühle, die letztlich überall als Kräfte der „segregation and fragmentation“ sich ausgewirkt hätten — im Gegensatz zum amerikanischen Nationalismus. Erläuternd wurde dabei auf Irland hingewiesen, auf die Haltung der Iren gegenüber England. Dabei sind die Ursachen für den amerikanischen Unabhängigkeitskrieg nebensächlich ver-

glichen mit den Gründen, die die Iren für ihre Freiheit von britischer Oberherrschaft anführen können. Daß aber auch 1775 in Amerika Kräfte der „segregation and fragmentation“ am Werk waren, berührte Prof. Commager nicht.

Einige Beispiele für die Eigenart der Entwicklung der amerikanischen Nation waren einfach unrichtig: So erfuhr das Auditorium, daß die USA als erste Macht in der modernen Geschichte ein föderatives Staatssystem hätten Wirklichkeit werden lassen. Als augenscheinlich unwichtige Erscheinung wurde dabei die Schweiz übergangen. — Als erste geschriebene Verfassung sei die der Vereinigten Staaten entstanden. Daß die englische Republik viel früher, und zwar

„Zum ersten Male ist ein Film erschienen, der nicht nur begrenzt, sondern dauernden Wert hat. Dies sind keine Bilder — das ist die Wirklichkeit selbst. Eisenstein hat den kraftvollsten und künstlerischsten Film der ganzen Welt geschaffen“.

So schreibt das Berliner Tageblatt 1926 anlässlich der deutschen Erstaufführung des „Panzerkreuzer Potemkin“. Heute, nach bald dreißig Jahren, können wir kaum noch den Enthusiasmus verstehen, mit dem damals der Film in Europa und Amerika aufgenommen wurde. Die Kunst der Montage und die bis ins Unbegrenzte gesteigerte Einstellungsvariation, in diesem Streifen erstmals und zugleich in genialer Konzeption durchgeführt, sind heute in jedem Durchschnittsfilm zu finden.

Aber nicht das mangelhafte Einfühlungsvermögen in die revolutionäre Wirkung dieser Bildsynthese ist es, was zu denken gibt, sondern die ganz anders gerichtete Reaktion der meisten Filmbesucher, die kürzlich diesen Film sehen konnten. „Darauf fallen wir nicht mehr rein...!“, „Aufdringlicher Propagandatrakt...!“ und manches andere war zu hören. Das waren Argumente, mit denen um 1930 gegen Eisensteins dritten Film „Die Generallinie“ polemisiert wurde, der eine Unterweisung in den Sowjetpraktiken der Landwirtschaft sein sollte. Auch damals lehnte man entschieden reine Agitationsfilme ab. „Panzerkreuzer Potemkin“ und „Oktober“ verfielen nicht dem Interdikt der öffentlichen Meinung. Sie stand nicht einseitig voreingenommen den kulturellen Erzeugnissen der Sowjets gegenüber und war vielleicht gerade deshalb, weil sie ästhetisch noch mit manchen genialen Produkten sympathisieren konnte, der eigentlichen ideologischen Doktrin unzugänglicher als heute. Ein eiserner Vorhang senkt sich vor den vorurteilslosen Blick, der allein das Erfassen der Totalität des Kunstwerkes und das Urteil über die innere Stimmigkeit möglich macht. Lediglich der doktrinaire Gehalt wird erkannt und ist schon im voraus, ohne irgend eine innere Auseinandersetzung mit den Kräften, die ihn tragen und vielleicht sogar legitimieren, verdammt. Manchmal scheint es, als herrschte die Meinung, daß in solchem politischen Fluidum ohnehin kein Kunstwerk entstehen könne, aber diese Meinung entlarvt sich nicht selten als die unterbewußte Abwehr gegen eine solche Möglichkeit überhaupt, als die Angst, das Gegenteil könnte beweisen, daß auch dort noch positive Kräfte am Werk sind.

So wurde der Film zugleich ein Exempel, wie gefährlich es für die Urteilsbildung ist, von den kulturellen Erzeugnissen eines bedeutenden Teiles der Welt völlig abgeschnitten zu sein. Bestünde nicht die ängstliche Abweisung alles dessen, was der ideologische Gegner auf geistig-künstlerischem Gebiet zu leisten vermag, so

ab Dezember 1653, für einige Jahre nach einer schriftlich niedergelegten Verfassung, dem sog. „Instrument of Government“ registriert worden war, blieb unerwähnt.

Prof. Commager krönte seine Ausführungen durch die Feststellung, typisch für den amerikanischen Nationalismus sei, daß er frei sei von Überlegenheitsgefühlen. Nun — ohne unsachlich zu werden, könnte man in Anbetracht der von ihm vorgebrachten Thesen fast sagen, seine Rede war eine einzige Manifestation nationalen Überlegenheitsgefühls. Wer diesen Eindruck schon während des Vortrags hatte, dem wurde er bei der Eröffnung der Diskussion bestätigt, als sich Prof. Commager das Darlegen anderer Ansichten ausdrücklich verbat, vielmehr nur bereit war, auf kurze Fragen einzugehen. Diese seine Forderung erklärt wohl das seltsam passive Verhalten der Masse der Zuhörerschaft.

Dietrich Strauß

## Aus einer verschollenen Welt

wäre es nie zu solch einseitigen Äußerungen gekommen. Könnten wir im westlichen Deutschland zeitgenössische Filme der Sowjetproduktion oder der der Volksdemokratien sehen, so wäre der Unterschied jener Machwerke zu den ersten überzeugenden Versuchen Eisensteins nicht verborgen geblieben.

Auch Eisensteins spätere Filme bleiben im Opernhaf-Bombastischen stecken. Sie sind bloße Dekorationen einer eingefrorenen Doktrin. Aber im „Panzerkreuzer“ ist die Ideologie nur Anstoß und über sie hinaus drängt die Vision der Künstlers, der das Wesen des Geschehens zu erschauen sucht und ergreift, was jenseits jeder Ideologie steht: der Mensch in seiner Bedürftigkeit, in seiner kreatürlichen Not. Dies inspiriert ihn zum Helfen und Neugestalten.

Das geistige Schaffen Rußlands nach der Oktoberrevolution ist bestimmt durch das Experiment, durch intellektuelle Konstruktion und kühne Kombination. Im Moskauer „Entfesselten Theater“ mischt man Schauspiel, Varieté und Zirkus, läßt Dialoge, vom Drahtseil sprechen. Dieser Atmosphäre des Aufbruchs, dem Willen zum bewußten Ordnen der zertrümmerten Welt, entstammt auch Eisensteins Kunst der Montage. Die wirklichere Wirklichkeit ist die auf das Wesentliche konzentrierte. So wird alles ausdruckskräftig, symbolisch. Der grausame Tanz des von Stufe zu Stufe stürzenden Kinderwagens, die gewaltigen, schäbigen, gehässigen Stiefel, die niedertrampeln, was in den Weg kommt und deren menschliche Besitzer ganz in der gefühllosen Brutalität dieser Stiefel verschwunden sind.

Oder jene optimistisch-gläubigen Synthesen von Mensch und Maschine, die zu Kameraden zusammengeschweißt scheinen, wenn es zum letzten Kampf geht, das entschlossen-verbissene, aber auch glückhafte Leuchten der Gesichter, die zwischen dem blitzenden Gestänge und Getriebe der Turbinen auftauchen. Und wie ergreifend wirkt das einfache Arrangement der zum Panzerkreuzer herbeieilenden Boote, mit den freudegeblähten Segeln, ergreifend vor allem durch das naive Vertrauen auf das Gute dieses gemeinsamen Tuns, das in diesen Bildern sich offenbart.

Eisenstein ist niemals ein politischer Funktionär gewesen, wenn er sich auch dem Willen der Partei fügte und Filme nach ihren Wünschen drehte. Fast immer fanden sie wenig Gnade, waren sie zu sehr durchtränkt von der individuellen Gestaltungskraft ihres Schöpfers. Seine Kunst der Montage wurde als Formalismus geächtet, „Panzerkreuzer Potemkin“ und „Oktober“ blieben bis heute verboten. Aber sie waren gedreht, gedreht in einem politischen Klima, dem wir allzusehr das Gedeihen substantieller Gehalte absprechen, aus Überheblichkeit oder aus Angst. Wir sollten aufgeschlossener sein.

A. Saupe

## Biochemie

Wo heute von einem Gebiet naturwissenschaftlicher Forschung die Rede ist, bleibt der Stoßseufzer über das unmaßig rasche Anwachsen des Stoffes nicht aus. Um diese Feststellung kommt man auch bei der Biochemie, von der im folgenden die Rede sein soll, nicht herum. Anlaß dazu geben drei neuerschienene bzw. -aufgelegte Bücher.

Als erstes ist die Neuauflage der Physiologischen Chemie von Edlbacher-Leuthardt zu nennen. Es wäre Unsinn, noch einmal von einem Buch zu sprechen, das in rascher Folge elf Auflagen erlebt hat, wenn sich nicht an der Neuauflage eben jene unglaubliche Fortentwicklung und Verbreiterung so deutlich demonstrieren würde. Das Volumen mußte — innerhalb eines Jahres — um ein rundes Fünftel auf 820 Seiten anwachsen, um bei strenger Auswahl die wesentlichsten Tatsachen der modernen physiologischen Chemie aufnehmen zu können. Wenn man bedenkt, daß dieses Lehrfach für den Mediziner erst vor relativ wenigen Jahren obligatorisch wurde, drängt sich die Frage auf, wie der Student in der Zukunft den ständig anwachsenden Lehrstoff bewältigen soll.

In diesem Sinne gliedert auch F. Leuthardt, der die Neuauflage besorgte, den Stoff didaktisch geschickt entsprechend den drei wesentlichen Forschungsrichtungen, die sich in der physiologischen Chemie zusammenfinden.

Im ersten Kapitel als organisch-chemischem Teil gibt er eine knapp gehaltene Beschreibung der Naturstoffe, im zweiten werden dem Studierenden die auch für den Biochemiker immer mehr an Bedeutung gewinnenden physikalisch-chemischen Grundtatsachen vermittelt. Der Rest ist den von der physiologischen Seite her aufgeworfenen Problemen des Stoffwechsels, der Endokrinologie — unter besonderer Berücksichtigung der klinischen Praxis — und den essentiellen Nahrungsfaktoren gewidmet. Für ein weitergehendes Interesse ist das angefügte Literaturverzeichnis nützlich.

Das Buch „Enzymatische Katalyse“ von K. Myrbäck, Mitherausgeber der beiden Standardwerke der Fermentforschung Bammann-Myrbäck und Sumner-Myrbäck, schneidet einen engen Sektor aus dem biochemischen Komplex heraus. Bisher hatte der Verfasser ein Bändchen gleichen Titels in der Göschenreihe erscheinen lassen. Die Vermehrung der Fakten und die Wandlung, der die enzymologische Methodologie und Betrachtungsweise in den letzten zwei Jahrzehnten unterzogen wurde, ließ dem Verlag Walter de Gruyter eine weit über den bisherigen Rahmen hinausgreifende Sonderpublikation gerechtfertigt erscheinen, obwohl auch hier eine Diskussion der Theorien zugunsten einer rein

stofflichen Betrachtung von Ferment, Substrat und Reaktionen zurückgedrängt wurde. Der Fluß der enzymologischen Forschung spiegelt sich in der etwas unscharfen Gliederung am Ende des Buches wieder.

Noch enger ist das Thema bei der dritten biochemischen Publikation des Verlages gefaßt. Hugo Haehn, ein Schüler und Mitarbeiter Eduard Buchners, schreibt über „Biochemie der Gärungen unter Berücksichtigung der Hefe“.

Schon aus der Formulierung des Themas läßt sich auf die stark technologische Orientierung des Buches schließen, weil ja der Hauptteil der technisch durchgeführten Gärungen Hefen (Saccharomyces) als Agens benutzt, während die Bakterien- und Schimmelpilzgärungen mit Ausnahme der Essigsäuregärung quantitativ weniger ins Auge fallen.

Haehn leitet ein mit einem allgemeinen Kapitel. Er weist darauf hin, daß die Bezeichnung Gärung streng genommen nur für den anoxydativen Abbau der Kohlenhydrate Gültigkeit hat. Wenn es auch heute noch für oxydative Vorgänge Verwendung findet, mag das daran liegen, daß Hefen auch einen aeroben Kohlenhydratabbau bewirken können. Nach Pasteur ist die Anaerobie der Hefen nur ein Atmungsersatz, dessen sie sich bei Sauerstoffmangel bedienen. — Im folgenden Abschnitt werden die Hefen nach Aufbau und Ernährung intensiv untersucht, wobei neben den Grundstoffen die Phytohormone, Vitamine und Enzyme der Hefen behandelt werden. Dem schließt sich ein ausführlicher technologischer Teil über die Bereitung von Bier, Wein und Spiritus und die Hefezucht an. Letztlich findet sich eine Darstellung der desmolytischen und oxydativen Bakterien- und Schimmelpilzgärungen unter besonderer Berücksichtigung der Milchsäure- und Essigsäuregärung.

Ebenfalls im Verlag de Gruyter ist eine Anleitung für einfache Versuche auf dem Gebiete der organischen Chemie von Holleman-Schuler neu aufgelegt worden. Dieses Büchlein dürfte vor allem für Lehramtskandidaten, die zwar über eine praktische anorganische und analytische, nicht aber über eine organisch-präparative Erfahrung verfügen, von Nutzen sein.

W. Schiaffernicht

1. Edlbacher-Leuthardt: „Lehrbuch der physiologischen Chemie“, 11. Aufl. Ganzleinen 813 S., 42,— DM;
2. K. Myrbäck: „Enzymatische Katalyse“, Ganzleinen 181 S., 17,50 DM;
3. Hugo Haehn: „Biochemie der Gärungen“, Ganzleinen 500 S., 64,— DM;
4. Holleman-Schuler: „Einfache Versuche auf dem Gebiete der organischen Chemie“, 7. Auflage geh. 171 S., 7,20 DM.



**Strichätzungen**  
**Farbätzungen**  
**Autotypien**  
**Galvanos**  
**Rotaprintfolien**  
**Matern - Stereos**

**RÖMER KLISCHEEANSTALT GMBH FRANKFURT/M**  
Mainzer Landstraße 216  
Ruf 34672

1868 **85 Jahre** 1953

**Die Buchhandlung für den Mediziner**

**JOHANNES ALT**

Fachbuchhandlung und Antiquariat für Medizin  
und Naturwissenschaften

**FRANKFURT A. M.-SÜD 10**  
Gartenstraße 134 · Telefon 61993

Jetzt wieder in den erweiterten Geschäftsräumen Gartenstr. 134,  
Haltestelle Hippodrom, in der Nähe der Universitätskliniken

# QUOUSQUE TANDEM ASTA?

Kurz vor den Neuwahlen ist es angebracht, die Tätigkeit der Organe der studentischen Selbstverwaltung aus dem Dunkel der Interesslosigkeit an das Licht des Tages zu ziehen.

Der Asta hat bis heute noch keine Erklärung über die allgemeinen Ziele und Möglichkeiten der Selbstverwaltung abgegeben. Der Mehrzahl der Studenten ist daher der Sinn der Sache bis heute fremd geblieben. So möchte ich deshalb einiges darüber sagen, wie sich für den Leser der Parlamentsprotokolle dieses Wirken darstellt. Der Asta und das Parlament bleiben aufgefordert, zu diesen Ausführungen Stellung zu nehmen.

Am 25. Juli 1951 wurde der Studentenschaft der Johann Wolfgang Goethe-Universität das Studentenparlament geschenkt. Es sollte den Asta von nun an parlamentarisch kontrollieren, so wie ein Parlament eine Staatsregierung kontrollieren soll — und damit die Studenten vor einer Asta-Diktatur bewahren. Das war ein lobenswerter Vorsatz. Da eine Demokratie zu begründen immer Spaß macht, ging man mit Eifer an die Arbeit. Im Bewußtsein ihrer Verantwortung wählten die Parlamentarier denn auch nach einigen Wahlgängen den neuen, jetzt parlamentarisch verantwortlichen Asta. Referate wurden gebildet; so konnte sich der Asta mit einer „Regierung“ vergleichen. Bis heute ist es bei dieser Organisation geblieben. Die Namen und Aufgaben der „Ministerien“ haben sich zum Teil geändert.

Ein Parlament kann nicht nur große Politik machen, bald drängen sich Geschäftsordnungsfragen auf, die man erledigen muß. Schon am 5. Dezember mußte also die Frage entschieden werden, ob es gestattet werden dürfe, während der Sitzungen des „Hohen Hauses“ zu photographieren. Wenn sich das Parlament nun auch oft mit Geschäftsordnungsdebatten befaßt hat, der großen Politik hat es auch seinen Tribut gezollt. Der Bericht des Remilitarisierungsausschusses wurde am 23. Januar 1952 vom Plenum „entgegengenommen“, wie es im Protokoll heißt. Man trieb auch gesamtdeutsche Politik nach Westen, am 23. April 1952 billigte das Parlament den Freundschaftsbund zwischen den Universitäten Saarbrücken und Frankfurt. Als aber der Verfasser ein Jahr später im Asta nachfragte, was der Freundschaftsbund denn mache und wie es ihm ergehe, erklärte man, es sei nicht bekannt, daß es so etwas gebe. Die Mitglieder des Parlaments wußten sicher genau so wenig davon.

Im Jahr 1952 wurde nach dem Auftreten der „Amnestierten“ wegen der dabei zutage tretenden antisemitischen Tendenzen ein Auftrittsverbot vom Parlament verlangt. Dieser Beschluß und die Schwierigkeit, ihn mit der satzungsmäßigen Zweidrittelmehrheit aufzuheben — die nie anwesend ist — erregten noch ein Jahr später die Gemüter. Er soll hier nur erwähnt werden, zeigt er doch, daß das Interesse am Parlament nur dann in Erscheinung zu treten pflegt, wenn man meint, daß etwas verfahren sei.

Im Wintersemester 52/53 wurde in der studentischen Vollversammlung — sie war damals schon satzungsmäßig kein Organ der Selbstverwaltung mehr — ein Antrag der medizinischen Fachschaft verhandelt, der die Abschaffung des Parlamentes forderte, weil sich seine Mitglieder wie „Miniaturpolitiker vorkämen“ und im übrigen nichts leisteten. Kompetenzstreit verhinderte die Abstimmung. Der Asta versprach eine Urabstimmung, statt deren man dann aber Neuwahlen ausschrieb. Das Parlament war gerettet.

Der Universitätsvertrag machte eine neue Satzung der Universität erforderlich. Konzil und Senat der Universität befaßten sich mit der Angelegenheit. Das Studentenparlament nahm zu dem von diesen Gremien ausgearbeiteten Entwurf Stellung und erklärte — eigentlich ohne daß darüber ausführlich diskutiert worden war und jedes Mitglied den Text zumindest gekannt hätte — es halte die Satzung für unvereinbar mit dem Art. 60 der Hessischen Landesverfassung, der den Studenten die Mitwirkung an der Selbstverwaltung der Universität verfassungsmäßig garantiert. Doch hat das Parlament die Konsequenzen aus seiner Auffassung nicht gezogen.

Noch nach dem Beschluß erklärte sich ein Lehrer der Juristischen Fakultät bereit, dem Parlament in privatem Gespräch seine Auffassung über die Universitätssatzung und ihr Verhältnis zur Landesverfassung vorzutragen. Die Diskussion des Parlaments hat seinen Annalen kein Ruhmesblatt befeuchtet.

Für das Sommersemester trat ein anderes Parlament zusammen. Seine Aufgabe war es, zunächst den neuen Asta zu wählen. Dies geschah noch vor den Ferien. Es war wohl einmalig in der Geschichte der Astawahlen, mit wie wenig Wahlgängen man dabei auskam, um den Asta-Vorstand zu ermitteln. Ein Silberstreifen erschien am Horizont.

Für eine gewisse Zeit bestehen zwei Parlamente nebeneinander. Das alte Parlament entlastet in den ersten Wochen des neuen Semesters den alten Asta. Das neue Parlament bestätigt die vom neuen Asta vorgeschlagenen Referenten. Damit beginnt es seine „gesetzgeberische“ Arbeit. Der Zufall wollte es diesmal, daß das neue Parlament zeitlich vor dem alten zusammentrat. Als es die vom Asta vorgeschlagenen Referenten bestätigen sollte, fragten einige Mitglieder, was denn diese eigentlich tun sollten; man müsse das doch zunächst wissen, bevor man entscheiden könne, ob sie dafür geeignet seien. Allen Ernstes wurde vom Asta zunächst erklärt, daß die Frage der Notwendigkeit der Referate gar nicht zur Diskussion stehe. Man hatte also nur die Sachbearbeiter zu bestätigen (dabei braucht man nicht zu wissen, wozu sie da sind). Schließlich gab der Asta dann doch eine allgemeine Erklärung ab. Sie war jedoch so allgemein, daß sie eigentlich nichts sagte.

Das Interessante war jedoch folgendes: Ein Referent wurde nicht bestätigt, weil man der Auffassung war, er habe im vergangenen Semester eigentlich nicht das getan, was man erwartet habe. Eine Woche später trat das alte Parlament zusammen. Ursprünglich sollte es schon am nächsten Tage sein, da jedoch die Hälfte der Mitglieder nicht anwesend war, mußte man sich wegen Beschlussfähigkeit auf die nächste Woche vertagen. In dieser Sitzung wurde der abgelehnte Kandidat mit „Dank und Anerkennung“ entlastet!

Der Asta weist ständig auf sein Verhältnis gegenüber dem Parlament hin, das dem von Exekutive und Legislative entspreche. Das mag der Grund sein, warum er stets untätig wartet,

bis er vom Parlament den Auftrag erhält, irgend etwas zu tun, und sei es nur, beim Kurator für die Anschaffung eines Kleiderständers vorstellig zu werden. Solche Themen auf der Tagesordnung des Parlamentes erwecken aber nun doch den Eindruck, daß sie der Verlegenheit entspringen, weil man nicht weiß, worüber zu sprechen ist, seine Existenzberechtigung aber doch durch fleißiges Tagen beweisen möchte.

Jedes Handeln verlangt eine gewisse Regelung. Das demokratische Verfahren erscheint uns als das zweckmäßigste. Ob wir die Organisation des Studentenparlamentes oder eine andere wünschen, sollte nicht zuerst vom „großen Beispiel“ bestimmt sein. In den drei Jahren wurden genug Erfahrungen gesammelt, die eine Überprüfung der Möglichkeiten Studentenparlament oder

Luthers Lehrer Trebonius pflegte seine Schüler stets mit Hut abnehmen zu grüßen, weil sicherlich solche unter ihnen seien, die Gott eines Tages zu Kanzlern, Doktoren und Magistern machen würde. Ganz ähnlich heißt es bei Konfuzius: „Vor dem spätergeborenen Geschlecht muß man heilige Scheu haben, denn wer weiß, ob die Zukunft es nicht der Gegenwart gleichtun wird.“ Wir wollen mehr als nur gleichtun — und in dieses „wir“ möchte ich die ganze Universitas der Lehrenden und Lernenden einschließen. Wir erstreben ernstlich jenes Ziel, das die letzten Generationen im Glauben an die Allmacht der Technik und politischer oder philosophischer Systeme bereits gesichert zu haben



wählten und mit dem Namen „Fortschritt“ belegten. Unser Ziel ist also zwar nach wie vor dieser ominöse Fortschritt, aber bittere Erfahrungen haben uns gezeigt, daß kein Automatismus und kein System ihn uns garantieren kann.

Was also ist zu tun? Haben wir nicht schon alle Möglichkeiten erschöpft, so daß es kaum mehr lohnt, auf neuen Wegen dem Phantom nachzujagen? Nein, ich glaube, daß wir — Ältere und Jüngere — bisher geflissentlich an der einzig erfolgversprechenden Lösung vorbeigegangen sind, und zwar wohl deshalb, weil sie uns zu schwer dünkte und weil sie uns die Früchte unseres Mühens weder morgen noch übers Jahr zu ernten erlauben würde. Der Weg, den ich meine, gründet auf der Einsicht, daß wir die Menschen und die Dinge nur dann verbessern können, wenn wir selbst erst uns um die eigene Besserung bemühen.

Ist es logisch anzunehmen, eine Demokratie sei dadurch gesichert, daß jeder Bürger sich einer Gruppe so bedingungslos verschreibt, daß er seine eigene Person mit ihr identifiziert und sich schließlich nur noch als ihr Glied oder ihren Exponenten betrachtet? Das Gefühl der kollektiven Sicherheit, das sich ihm dabei ergibt, ist nicht weniger gefährlich für ihn selbst als für das Gemeinwesen. Denn nur allzu leicht erlischt so das Bewußtsein der persönlichen Verantwortung. Und nur diese ist es, die den Bestand der Demokratie verbürgt und das Aufkommen extremer Strömungen unmöglich macht. Eine Sicherung durch Paragraphen und Klauseln kann es nicht geben.

Wenn ich in meinem Artikel über den Studentenführer Müller das Bild eines der widerwärtigsten Demagogen, denen ich begegnet bin, heraufbeschwor, so geschah dies nicht, um „als Professor die Organe der studentischen Selbstverwaltung in ihrer Arbeit zu behindern“, und ebenso wenig um Herrn Farquhar auf einen wenig höflichen Angriff eine ebensolche Abfuhr zu erteilen. Ich wollte nicht schulmeistern, sondern aus ernster Besorgnis heraus warnen und im Hinblick auf einen vielleicht einmal auftretenden echten Demagogen die Gefahren aufzeigen, die mit einer nicht auf eigener Einsicht gegründeten Entscheidung verbunden sind.

Herr F., den ich später kennenlernte und mit dem ich seither mehrere erfreuliche Gespräche geführt habe, interessierte mich also damals nur deshalb, weil er nach knapp drei Monaten in Frankfurt bereits ein Urteil fertig hatte, um das sich andere — Studenten und Professoren — seit Jahren bemühen. Nicht weil er „nur Gast“ ist (nein, er gehört zu uns!), bezweifelte ich die Stichhaltigkeit seines Urteils, sondern lediglich weil er aus eigener Erfahrung noch nicht sprechen konnte. Ein anderer Kommilitone ist kaum weniger scharf ins Zeug gegangen als Herr F. Er hat seit Jahren bei uns studiert, und deshalb steht ihm das Recht zur Kritik auf Grund eigenen Urteils zu, und die Wähler, die — wiederum auf Grund eigenen Urteils — für ihn stimmten, taten ebenfalls Recht daran. Um die Prüfung der Urteilsfähigkeit des zu wählenden Kandidaten geht es also zunächst, und danach um

## Ko-Existenz oder Universitas?

die Frage, ob man als Wähler sich der Meinung dieses Kandidaten wenigstens in den wesentlichsten Punkten anschließt. Läßt sich der Wähler von anderen Gesichtspunkten leiten, so kann doch offenbar das Wahlergebnis nicht, wie es sein sollte, der Verteilung der Meinungen unter den Wählern entsprechen, sondern bestenfalls einen allgemeinen Eindruck der Unzufriedenheit widerspiegeln, aus dem die konstruktiven Ideen sich schwerlich von selbst ergeben werden.

Um diese konstruktiven Ideen aber geht es uns allen. Es ist leicht, auf Geratewohl zu ändern und einzureißen, aber schwer, etwas Besseres an die Stelle des Alten zu setzen. Zu einer Reform der Universität bedarf es der Zusammenarbeit und des guten Willens der Lehrenden und der Lernenden. Erstere verfügen wohl meistens dank ihrem Alter über größere Erfahrung, aber es wäre unsinnig, daraus autoritäre Rechte abzuleiten und den Jungen das Recht zur Kritik abzustreiten. Ebenso unsinnig wäre es jedoch, wenn es dahin käme, daß der Student prinzipiell in seinem Lehrer den natürlichen Feind erblickte und als optimale Lösung — wie in der großen Politik — die Koexistenz der beiden großen Gruppen erstrebte, d. h. das kontaktlose „Nebeneinander-Existieren“. Nein, unser Ziel kann nur die auf Verständnis und Freundschaft gegründete Gemeinschaft, d. h. die wahre Universitas magistrorum et scholarium sein!

Die Antworten auf meinen Artikel haben mich nicht wegen ihrer Schärfe, sondern deshalb enttäuscht, weil ich geglaubt hatte, deutlich gesagt zu haben, was mir am Herzen lag, während meine Leser offenbar genau das Gegenteil herausgelesen haben. Erstaunt hat mich schließlich noch eines: Ist es tatsächlich keinem von denen, die mir meinen scharfen Ton verübelten, aufgefallen, daß Herr F. die Professoren in Bausch und Bogen wegen unkritischer Lehrweise verurteilt? Hätte er recht, was nützten dann alle Reformversuche? Von kritiklosen Lehrern kann man nichts lernen, selbst wenn sie zu Reformen bereit wären.

Aus dem unerfreulichen begonnenen Gespräch können wir auf beiden Seiten Gewinn ziehen, wenn wir es in eine konstruktive Phase überführen. Es geht uns allen um die gleiche Sache. Stärken wir also alle unsere wohlwollende Kritik unseren Partnern und unsere scharfe, unerbittliche Kritik uns selbst gegenüber. Dann kann es dahin kommen, daß ein anderes Wort des eingangs erwähnten chinesischen Weisen sich bewahrheitet:

„Einem Heer von drei Armeen kann man seinen Führer nehmen; dem geringsten Mann aus dem Volke kann man nicht seinen Willen nehmen.“  
Willi Hartner



The British Centre

„Die Brücke“

Frankfurt a. M., Friedrich-Ebert-Str. 48

Tel. 3 22 86 u. 3 37 94

British Centre ist eine Einrichtung zur Förderung kultureller und geistiger Beziehungen zwischen Großbritannien und Deutschland. Es umfaßt Bibliothek, Lesesaal, Vortrags- und Kinosaal.

Monatsprogramm Juli/August 1954

Vorträge:

Donnerstag, den 1. Juli 1954, 18 Uhr, Mr. F. W. Scammell, Lecturer in Economics, University of Wales: **British and German Competition for Foreign Markets**.

Montag, den 5. Juli 1954, 18 Uhr: Mr. H. W. Quinn, B. Litt., B. A., University College, Cardiff: **The Novels of Graham Greene**.

Donnerstag, den 22. Juli 1954, 18.30 Uhr, im Hörsaal des englischen Seminars, Kettenhofweg 130, Prof. Nicolaus Pevsner, Slade Professor of Fine Arts, University of Cambridge: **The gothic style England**.

Filme:

28. 6.—3. 7. 1954: **Forgotten Empire**, Geschichte des einstigen südindischen Reiches, Vijayanagar; **Song of Ceylon**, Preisgekrönter Dokumentarfilm.

5. 7.—10. 7. 1954: **Schottische Hochlandbauern**, Leben des Bauern in Nordschottland; **Old Sussex**, Die Landschaft südlich Londons; **The Way to Wimbledon**, Über die englischen Tenniswettkämpfe.

12. 7.—17. 7. 1954: **Um Runden und Sekunden**, Großer Preis von Deutschland 1953 auf dem Nürburgring; **Le Mans 1953**, Das große Autorennen in Frankreich.

19. 7.—24. 7. 1954: **Stanlow**, Englands größte und modernste Erdölraffinerie.

26. 7.—31. 7. 1954: **Neubau Europa**, Wohnungsneubau nach dem Kriege in Europa; **England bekennt sich zu Europa**, England als Teil Europas; **Houses in the Town**, Nachkriegswohnungsbau in England.

2. 8.—21. 8. 1954: geschlossen.

23. 8.—28. 8. 1954: **Neue Heimat Kanada**, Einfluß europäischer Einwanderer auf das Leben in Kanada; **Kanadas Straße nach Alaska**, Amerikanische Autostraße durch Kanada; **Kanadische Wälder**, Kanadas Holzreichtum.

30. 8.—4. 9. 1954: **Farnborough 1953**, Die große englische Flugschau; **History of the Helicopter**, Die Entwicklung des Hubschraubers.

Vorführungszeiten: Montag bis Freitag 14.00, 15.30 und 17.00 Uhr, Samstag nur 14.00 und 15.30 Uhr.

Für Schulen Sondervorführungen des jeweiligen Wochenprogramms nach vorheriger fernmündlicher Vereinbarung (Telefon 3 37 94).

Regelmäßige Veranstaltungen:

Plays and Playreadings

Donnerstag, den 8. Juli 1954, 20 Uhr: J. M. Barrie „**Shall we join the Ladies?**“

Donnerstag, den 22. Juli 1954, 20 Uhr: Fällt aus wegen des oben angezeigten Vortrages von Prof. Pevsner.

Discussions: findet ab 1. September 1954 wieder regelmäßig statt.

Filmvortragsreihe „**Maler aus Leidenschaft**“ veranstaltet vom Frankfurter Bund für Volksbildung e. V.

Samstag, den 3. und 10. Juli 1954 die letzten Abende dieser Reihe.

Veranstaltungen der Deutsch-Englischen Gesellschaft e. V.

Mittwoch, den 21. Juli 1954, 18.30 Uhr, Filmabend: „**Heart is Highland**“, „**City of London**“, im Hörsaal des englischen Seminars der Universität, Frankfurt am Main, Kettenhofweg 130.

Allgemeine Auskünfte erteilt Herr S. R. v. Winterfeld, Kaiserstraße 30, Telefon 9 04 21, Apparat 169.

Bitte, fordern Sie schriftlich oder fernmündlich unser Monatsprogramm.

## Teilzahlung?

Ja... aber mit der persönlichen sachmännlichen Beratung bei 1/5 Anzahlung und 10 bequemen Raten.

fordern Sie zuvor unverbindlich unseren neuen 144 Seiten starken Katalog mit allen Neuheiten der Photokina an.

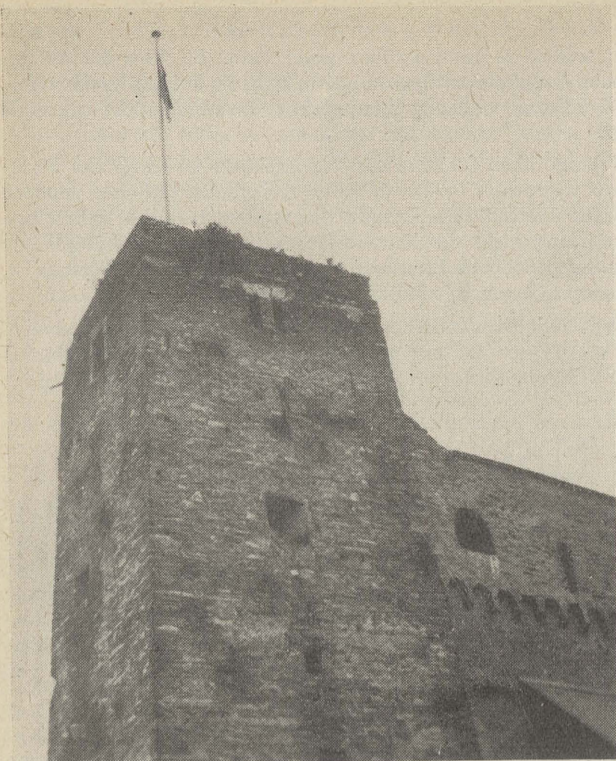
**PhotoRahn**

Das große Photohaus  
Frankfurt am Main

Kaiserstraße 55

# EINE VERHANSUNG

## IN SANKT GOAR



Der große Turm der Burg Rheinfels bei St. Goar. Diese größte aller Burgruinen am Rhein ist der Sitz des Hansenordens.

Flußräuber und Piraten machen den Rhein nicht mehr unsicher. Aber noch besteht der Hansenorden, eine Vereinigung unerschrockener Männer, die einst Kauffahrteischiffe vor Überfällen und Plünderungen schützten. In feierlicher Zeremonie werden Jahr für Jahr neue Mitglieder in den Orden aufgenommen.



Unten: Herolde mit Laternen geleiten den Zug der neu in den Orden Aufzunehmenden durch die Keller gewölbe der Burgruine zum Ort der Verhansung.



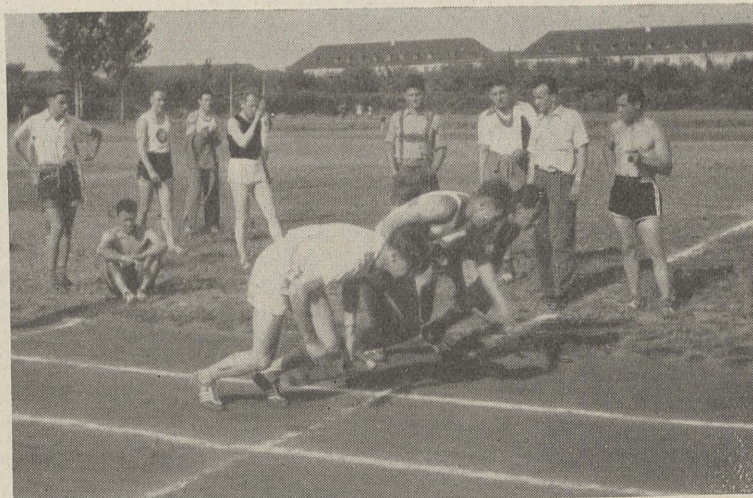
Das Unangenehme der Prozedur hielt nicht lange an: Satzungsgemäß mußte von den neuen Hansens ausgiebig aus dem Ehrenbecher der Stadt auf das Wohl von St. Goar getrunken werden.

Beim Sommerfest der Frankfurter Universität in St. Goar wurden Se. Magnifizenz Prof. Gans, Asta-Chef Reininger und die Asta-Vorsitzenden Eberl und Erbach durch Anlegung eines Halseisens „verhanst.“ Nach alter Sitte mußten sie ihren Einstand zahlen, sich durch ein Lösegeld die Befreiung aus dem Halseisen erkaufen. Dafür erhalten sie aber auch besondere Rechte: sie dürfen z. B. auf den Sandbänken vor der Loreley unentgeltlich fischen.



## SPORTFEST IN FRANKFURT

Unter erheblich geringerer Beteiligung tummelte man sich zum Unifest auch auf den Sportplätzen. 7 Zuschauer feuerten die 104 aktiven Sportler unermüdlich an. Ex-Asta-Chef Kolb dominierte am Mikrophon.



Die 4×100 m Staffel der Fakultäten. Wie in den letzten Jahren gewann auch diesmal die Wiso-Fakultät.

Nur die Furcht, verletzt zu werden, hinderte Asta-Chef Reininger, sich am Fußballspiel Asta gegen Institut für Leibübungen zu beteiligen. Um auch als Zuschauer vor unerwarteten Flanken oder Steilvorlagen Schutz zu finden, beobachtet er den Verlauf des Spiels vom sicheren Asta-Bus aus.



(rechts): Immerhin trieben auch fünf Mädchen aktiv Sport. Sie teilten sich die Preise für Damen.